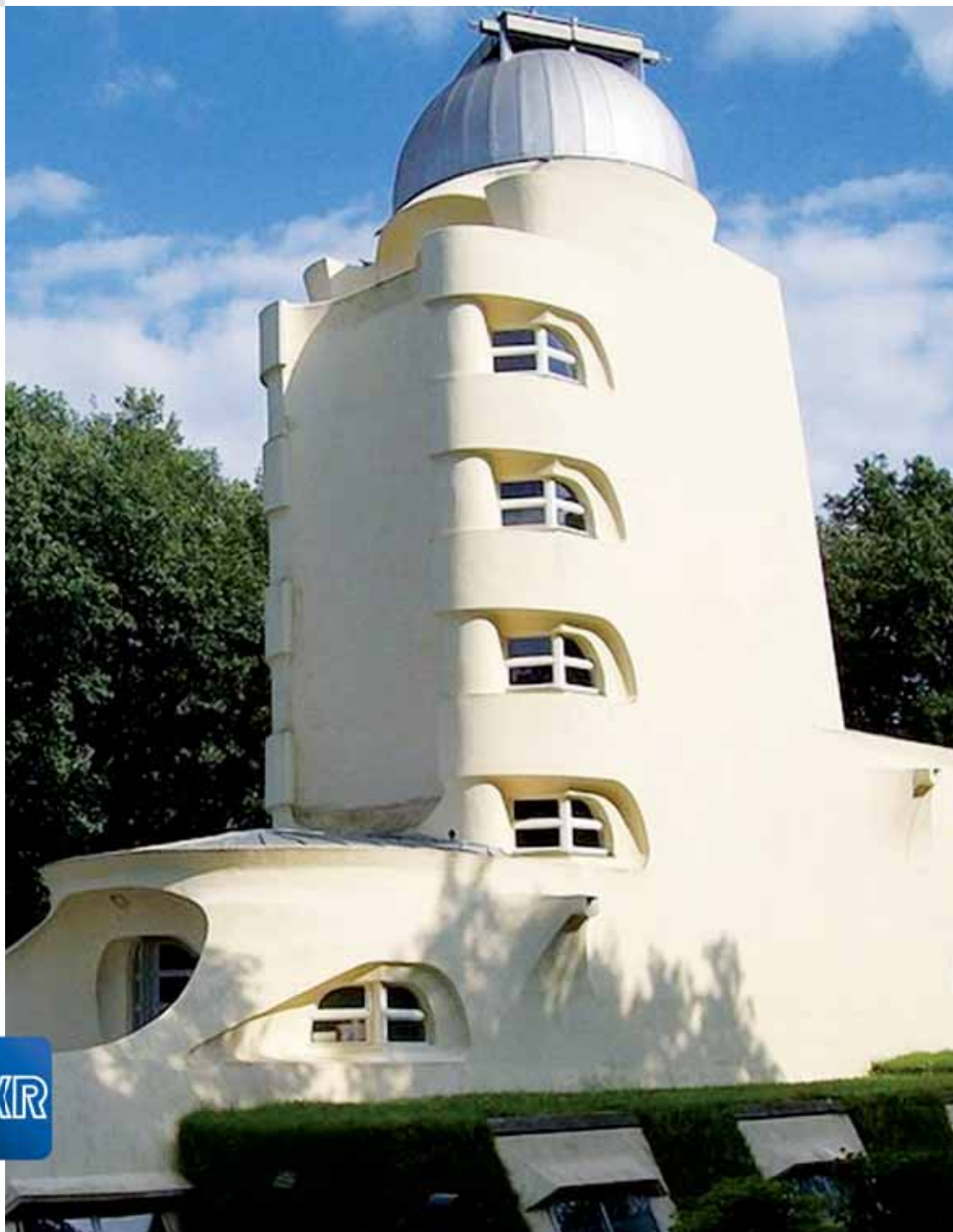


# ◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



## INHALT

*Klaus Weigelt*

### **Kategorischer Imperativ auf Deutsch-Russisch**

Auftakt zur Kant-Dekade 2014–2024

3

### **Per Mausclick in versunkene Welten**

Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen  
im östlichen Europa

6

*Horst Milde*

### **Landschaft entsteht im Kopf**

Die Tätigkeit der Oldenburgischen Landschaft

8

*Bernhard Fisch*

### **„Sehr unbekannt“ ist eine sehr eigene Qualität**

Auf den Spuren des Historikers Ferdinand Gregorovius

10

*Dietmar Stutzer*

### **Panischer schlesischer Sommer**

Reise in den Siebzigern

13

*Arkadiusz Luba*

### **„Verrückt, aber ungewöhnlich verrückt“**

Der Erstling des Architekten Erich Mendelsohn in Allenstein  
ist wiedererstanden

15



*Groß ist ein Turm nicht, weil  
er hoch, sondern weil er groß  
gedacht ist: Erich Mendelsohns  
Einsteinurm in Potsdam, siehe  
auch Seite 15*

Bild: Stadt Potsdam

## BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Folberth: Das Stundenglas (*Georg Aeschl*)

19

Hůrková (Hg.): Nad Strechami/Über den Dächern (*Erich Pawlu*)

20

Dettmann: Anu (*Babette von Sass*)

21

Odsun, Bd. II (*Rüdiger Goldmann*)

22

Mentzel-Reuters, Neitmann (Hg.): Preußen und Livland

23

Manko-Matysiak, Overgaauw, Weger (Hg.): Kulturerbe

23

Schmidt (Hg.): Ästhetik des nationalistischen Diskurses in Polen

24

## LITERATUR UND KUNST

*Jürgen Henkel*

### **Hungarische Humanapokalypsen**

Ungarische Gegenwartsliteratur mit heillosen Geschichten

25

*Erwin Scholz*

### **Reichtum zu Reichenberg**

Deutschsprachige Künstler aus Böhmen, Mähren und Schlesien

28

### **Haus der Heimat für einen Heimatlosen**

Rainer Maria Rilke wird in Stuttgart „reloaded“

29

*Hans Gärtner*

### **„Völlig unbrauchbarer Mensch“**

So nannte sich eine, die ein anderer gebraucht hätte:

Milena Jesenska

30

## KK-NOTIZBUCH

31

## Kategorischer Imperativ auf Deutsch-Russisch

Handle so, dass die Maxime deines Handelns Verständigung sei:  
Auftakt zur Kant-Dekade 2014–2024

Das Grabmal Immanuel Kants an der Nordostecke des Königsberger Domes von 1333 war zugleich die südliche Begrenzung des Schulhofes des Stadtgymnasiums Altstadt-Kneiphof von 1304, an dessen Ostseite die Alte Universität von 1544 und im Westen der Artushof lagen. Die Schule selbst grenzte auf der Nordseite an den Pregel, der den Kneiphof umfließt. Ein Schüler des Gymnasiums, der als Zehnjähriger die Ereignisse von 1924 miterlebte, erinnert sich:

„Aus rotem Elbsandstein von Friedrich Lahrs erbaut, ragte es von der Nordostecke des Domes in unseren Schulhof hinein. Zum 200. Geburtstag Kants im April 1924 fand seine Einweihung statt im Rahmen einer Festwoche, in der die Welt in Königsberg zu Gast war. Dies war ein Ereignis auch von hoher politischer Bedeutung; zum ersten Mal kamen nach den Schmähungen und der Niederlage des Ersten Weltkrieges Gelehrte aus der ganzen Welt hier in dem vom Reich durch die Bestimmungen des Versailler Vertrages getrennten Königsberg zusammen. Ihnen allen war der Wunsch gemeinsam, ihre Achtung und ihre Verehrung für den großen deutschen Philosophen zu bekunden.

Der preußische Ministerpräsident Otto Braun, ein Sohn unserer Stadt, hielt eine Rede und der 72jährige Adolf von Harnack die Festansprache. Die Woche war gefüllt mit Festvorträgen, Gelehrtensitzungen und akademischen Veranstaltungen. Auch unsere Schule war dabei: gemeinsam mit Schülerinnen der Luisenschule führten Primaner die ‚Antigone‘ von Sophokles in der Ursprache auf. Uns, die wir damals Quintaner waren, interessierten all diese Veranstaltungen nur am Rande, viel mehr dagegen die vielen kleinen Japaner und Chinesen, wie wir sie bisher nur von Bil-

dern kannten. Wir wunderten uns, dass sie genauso gekleidet waren wie die Leute bei uns und sogar deutsch sprechen konnten.

Seitdem hat es immer wieder Besucher aus aller Welt auf unserem Schulhof gegeben. Wir sahen ihnen zu, wenn sie am Grabmal des größten Sohnes unserer Stadt ihre Kränze niederlegten und in ehrfürchtigem Gedenken vor dem steinernen Sarkophag verharren.“

Zwanzig Jahre später war alles in Schutt und Asche versunken, der Krieg hatte Schule, Universität und das in 700 Jahren gewachsene Leben der Stadt zerstört, aus Königsberg wurde die russische Stadt



*Der gestirnte Himmel, das moralische Gesetz und das geometrische Ebenmaß: das 1924 eingeweihte Grabmal Kants*

Bilder: Archiv



*Einst hatte man des großen Geistes mit einem gotischen Bauwerk gedacht, das eher eine gewisse Scheu vor der Dimension seines Werkes als Vertrauen in seine aufklärerische Welt-offenheit suggeriert*

Kaliningrad, und erst 1974 regten sich auf Weisung Moskaus in der 1967 gegründeten neuen Universität zaghafte Bestrebungen, des 250. Geburtstages Kants von russischer Warte zu gedenken. Nur eines hatte Bestand: das unzerstört gebliebene Grabmal Kants überdauerte als Zielort von Verehrern, die aus zahlreichen Ländern nach Kaliningrad reisten, um neben dem zerstörten Dom den Philosophen zu ehren. Und heute, nachdem der Dom wiedererstand ist, gibt es kaum ein Kaliningrader Brautpaar, das seine Ehe nicht mit einem Blumenstrauß für den großen Philosophen beginnt.

Am überzeugendsten war nach dem Krieg das gemeinsame russisch-deutsche Jubiläum mit vielen weiteren internationalen Gästen aus zehn Nationen anlässlich der 450-Jahr-Feier der Königsberger Universität 1994. Über eintausend Wissenschaftler hatten sich versammelt, nicht nur, aber auch zu Ehren von Immanuel Kant, dem die

Eröffnungsvorlesung von Gerhard Funke, dem Präsidenten der Kant-Gesellschaft, gewidmet war: „Revolution der Denkungsart, politischer Umsturz, eschatologische Erneuerung? – Von der Aktualität Kants“. Die deutschen Königsberger befanden sich zu diesem Zeitpunkt bereits ein halbes Jahrhundert im Exil, aber der größte Sohn ihrer Stadt half ihnen, eine Brücke zwischen Deutschen und Russen zu errichten.

Zehn Jahre später, zum 200. Todestag Kants im Jahre 2004, war das 1968 gegründete Museum Stadt Königsberg in Duisburg so weit, mit seinen weltweit bedeutendsten Kantsammlungen zum ersten Mal an die Öffentlichkeit zu treten. Mehr als 28 000 Menschen besuchten damals diese herausragende Ausstellung, der Katalog fand reißenden Absatz. Kant ist seitdem das Alleinstellungsmerkmal dieses außergewöhnlichen Museums, das allein auf Spendenbasis und der Arbeit ehrenamtlicher Mitarbeiter beruht.



Es folgte die erste Kant-Ausstellung nach dem Krieg in Kaliningrad/Königsberg 2009 mit einem Deutsch-Russischen Katalog und auf Einladung der europäischen Kulturhauptstadt Ruhr 2010 die Ausstellung „Kant – der Europäer“, die wieder mehr als 12 000 Besucher in das Museum nach Duisburg lockte. Unter ihnen war Bundestagspräsident Norbert Lammert, der sich zwei Stunden lang durch die Ausstellung führen und jedes Detail erläutern ließ. In seinen „Vorbemerkungen“ zum wissenschaftlichen Begleitband der Ausstellung stellt er fest, dass Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ zeitlich genau zwischen dem 150 Jahre zuvor geschlossenen Westfälischen Frieden und der 150 Jahre später erfolgenden deutschen Katastrophe liegt.

Auch Norbert Lammert erinnert, wie weiland Funke, an die Aktualität Kants: „Die von Kant beschriebenen rechtstheoretischen Voraussetzungen des Friedens sind in ihrem normativen Charakter jedenfalls auch politisch immer noch aktuell. ... Der kantische Gedanke der Verrechtlichung internationaler Beziehungen als Grundlage der Vision vom ewigen Frieden ist heute zumindest in der EU politische Wirklichkeit geworden und hat unter den Mitgliedstaaten zur längsten Friedensepoche seit Menschengedenken geführt. Die

Ministerialdirektor a. D. **Hartmut Gassner** wurde jetzt vom Bund der Vertriebenen mit der **Wenzel-Jaksch-Medaille** ausgezeichnet.

Gassner wurde am 2. Juni 1931 in Insterburg in Ostpreußen geboren. Bereits 1953 wurde er Mitglied der Landsmannschaft Ostpreußen, in der er von 1956 bis 1963 aktiv mitarbeitete als Bundesvorsitzender des Studentenbundes Ostpreußen, Mitglied der Ostpreußischen Landesvertretung,

so entstandene Dynamik zur Annäherung an den ewigen Frieden, mindestens aber an eine immer engere Zusammenarbeit, erfordert gleichzeitig auch die ständige Weiterentwicklung einer europäischen Rechtsgemeinschaft.“

Trotz der widrigen Umstände für Königsberg nach Naziherrschaft und Kriegskatastrophe zeigt der Blick auf die letzten zwanzig Jahre, vor allem aber auf das Jahrzehnt seit 2004, dass es gute Voraussetzungen dafür gibt, in diesem Jahr eine gezielte Kant-Dekade 2014–2024 zu beginnen, um nicht nur der Aktualität des großen Philosophen eine gebührende Reverenz zu erweisen, sondern auch dem deutsch-russischen Verhältnis auf kulturell-philosophischer Ebene neue Impulse zu geben.

Der Bundestagsabgeordnete Klaus Brähmig hat Ende Mai das Museum Stadt Königsberg in Duisburg besucht, sich die Kant-Sammlungen zeigen lassen und lange Gespräche mit der Museumsleitung und Vertretern der Stiftung Königsberg im Stifterverband für die deutsche Wissenschaft geführt, die für das Museum verantwortlich ist. Geplant sind jetzt eine Reihe von Initiativen, die der Aktualität Kants und seinen völkerverbindenden Gedanken Rechnung tragen sollen.

*Klaus Weigelt (KK)*

Bundesvorstandsmitglied des Verbandes Heimatvertriebener und geflüchteter deutscher Studenten, stellvertretender Vorsitzender der Landsmannschaft Ostpreußen in Berlin und Mitglied der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht beim BdV. Der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist er als Mitglied des Kuratoriums und nunmehr des Stiftungsrates verbunden geblieben.

*(KK)*



## Per Mausclick in versunkene Welten

In Oldenburg wird dem Internetnutzer ein unerhörter und zunehmend gefragter Fundus erschlossen

Wer ein modernes, solides Nachschlagewerk zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa sucht, ist beim neuen Oldenburger Online-Lexikon an der richtigen Adresse: Verlässlich, aktuell, umfassend, überall zugänglich, wissenschaftlich abgesichert und zitierfähig sind die Informationen, die unter <http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de> im Internet zu finden sind.

Das Projekt wird in Zusammenarbeit des Germanistischen Instituts der Carl von Ossietzky Universität mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg und mit Förderung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) schrittweise aufgebaut. Ein Fünftel der mehr als 600 geplanten Stichworte der Online-Enzyklopädie steht bereits im Netz.

Die Stichworte des Lexikons sind vier Kategorien zugeordnet: Man findet Orte und Städte wie „Czernowitz/Cernivci“, „Gumbinnen/Gusev“ und „Königshütte/Chorzów“, Regionen wie „Karpato-Ukraine“ und „Pomerellen/Westpreußen“, Länder (sowohl heutige Staaten als auch historische Länder) wie „Litauen“ und „Serbien“ sowie Begriffe und Konzepte wie „Charta der Deutschen Heimatvertriebenen“ und „Flüchtlingssiedlungen“ oder „Erinnerungskultur“ und „Sprachpolitik“. In dieser Rubrik

„Begriffe und Konzepte“ werden Gruppenbezeichnungen, territoriale Lemmata, wissenschaftliche Begriffe und ideologische Konzepte, Institutionen und religiöse Gemeinschaften zusammengefasst.

Das Lexikon beschäftigt sich mit historischen Regionen wie Schlesien, Pommern, West- und Ostpreußen, aber auch mit den Böhmisches Ländern sowie den deutschen Siedlungsgebieten im Baltikum, in Südosteuropa (z. B. Siebenbürgen, Dobrukscha, Banat oder Bessarabien), in Russland und anderen GUS-Nachfolgestaaten. Ein solches umfassendes und aktuelles enzyklopädisches Werk über die Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa gab es bisher weder in gedruckter noch in elektronischer Form.

Das „Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“ ist zeitlich und räumlich übergreifend angelegt und berücksichtigt die unterschiedlichen historischen und kulturwissenschaftlichen Disziplinen und Aspekte. Den zeitlichen Rahmen bilden – jeweils unter Berücksichtigung der weiter greifenden Kontexte – das 12. und 13. Jahrhundert mit dem mittelalterlichen Landesausbau im östlichen Europa und das Jahr 1945 mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges sowie Flucht und Vertreibung der deutschen Bevölkerung bzw. spätere

Aussiedlungen. Die fortdauernde Geschichte deutscher Minderheiten, die meist unter neuen politischen Vorzeichen stand, wird einbezogen. Um jede Engführung der Thematik auszuschließen, ist das Lexikon einem multiperspektivischen Ansatz verpflichtet: Stets werden die Vielschichtigkeit der Vergangenheit und des kulturellen Erbes der Regionen im östlichen Europa, das durch Zusammenwirkung verschiedener Sprachen, Kulturen und Konfessionen entstanden ist, sowie Wechselwirkungen, Überlagerungen und Austausch mit der Kultur und Geschichte anderer ethnischer Gruppen im Blick behalten.

In der Öffentlichkeit wie in der Wissenschaft ist der Bedarf an fundierten Informationen über die Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in den letzten Jahren deutlich gestiegen. Das Oldenburger Online-Lexikon soll eine Antwort auf diese Nachfrage sein, verlässliche Daten bieten, traditionelle Konzepte der Geschichtsschreibung und ihre nationale

oder ideologische Bedingtheit kritisch hinterfragen und auf die gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschungen und einzelnen Fachdiskurse verweisen.

Die Lexikon-Artikel werden von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus dem In- und Ausland verfasst. Zahlreiche Partnereinrichtungen wie etwa das Deutsche Kulturforum östliches Europa in Potsdam und das Herder-Institut Marburg sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus dem In- und Ausland unterstützen den Aufbau des Online-Lexikons, das auch in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für politische Bildung präsentiert wird.

(KK)

*ome-lexikon@uni-oldenburg.de. Redaktion und Kontakt: Miriam Runge, Institut für Germanistik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Wissenschaftliche Leitung: Prof. Dr. Sabine Doering, Institut für Germanistik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Prof. Dr. Matthias Weber, Direktor des BKGE, Oldenburg*



*Das Panorama von Czernowitz mit der Residenzgasse (heute Straße der Universität) mit der Universität im Hintergrund auf einer historischen Postkarte gibt eine Ahnung von dem, was in der Gegenwart so nicht mehr ist, aber gegenwärtig sein sollte und gemacht werden kann*

Bild: Lexikon

## Landschaft entsteht im Kopf

Und bei der Oldenburgischen Landschaft denken viele Köpfe über Oldenburg hinaus

Es gibt in der Bundesrepublik Deutschland eine Reihe von Institutionen, Museen oder Organisationen, die sich mit der Geschichte des deutschen Ostens und der Bewahrung seines kulturellen Erbes nach der unmenschlichen Vertreibung befassen. In Oldenburg gibt es eine Einrichtung, die sich in ihrer Aufgabenstellung von allen anderen unterscheidet und die in besonderer und nicht einschränkender Weise „die Förderung der besonderen kulturellen Bestrebungen der Vertriebenen“ wahrnimmt.

Mit der Bildung des Landes Niedersachsen im Jahre 1946 verlor das über viele Jahrhunderte bestehende Land Oldenburg durch eine Verordnung der britischen Militärregierung – ebenso wie die damaligen Länder Hannover-Braunschweig und Schaumburg-Lippe – seine Eigenstaatlichkeit. Der nach dem Krieg wieder gebildete Oldenburgische Landtag fasste in seiner letzten Sitzung einstimmig eine Entschließung, in der er forderte, „wenn auch die staatlichen Aufgaben in Zukunft bei der Landesregierung liegen und durch einen staatlichen Verwaltungsapparat in Hannover wahrgenommen werden, so muss doch unter allen Umständen noch eine Selbstverwaltungsorganisation für das Gebiet des Landes Oldenburg bestehen bleiben oder geschaffen werden, um die besonderen oldenburgischen Angelegenheiten im Wege der Selbstverwaltung zu betreuen“.

Das neue Land Niedersachsen ließ diese Forderung unberücksichtigt, bestimmte aber in seiner vorläufigen Verfassung, dass die kulturellen und historischen Belange

der genannten ehemaligen Länder durch Gesetzgebung und Verwaltung zu wahren und zu fördern seien.

In diesem Sinne bemühten sich viele Jahre vergeblich ein Oldenburger Landesverband und ein nachfolgender Verein (Oldenburg-Stiftung e. V.), beim Land eine Selbstverwaltungsorganisation zu erhalten. Unverzüglich nach meiner Ernennung zum Präsidenten des

damaligen Verwaltungsbezirks Oldenburg im September 1973 konnte ich mit voller Unterstützung des Ministerpräsidenten Alfred Kubel erreichen, dass der Niedersächsische Landtag im Mai 1974 – 28 Jahre nach der Auflösung des Landes Oldenburg – mit Gesetzeskraft die „Oldenburgische Landschaft“ als Körperschaft öffentlichen Rechts errichtete. Zu Mitgliedern wurden die oldenburgischen Landkreise und kreisfreien Städte bestimmt. In einer Verordnung über die

Oldenburgische Landschaft sind deren Aufgaben bestimmt. Neben den selbstverständlichen, landschaftsbezogenen kulturellen Aufgaben werden auch – und das ist höchstwahrscheinlich in der Bundesrepublik einmalig – die Förderung der besonderen kulturellen Bestrebungen der Vertriebenen ausdrücklich genannt.

Seit 1975 war das eine von acht der Landschaft verpflichtend übertragenen Aufgaben. Während meiner aktiven politischen Tätigkeit konnte ich mich aus Zeitgründen dieser Arbeit, die ich gern übernommen hätte, nicht widmen. Hinweise von mir an die damaligen Geschäftsführer, diesen Aufgabenbereich zu aktivieren, verliefen im Sande. Vermutlich auch, weil die Vertriebe-

**In einer Verordnung werden neben den selbstverständlichen, landschaftsbezogenen kulturellen Aufgaben auch die Förderung der besonderen Bestrebungen der Vertriebenen genannt.**



*Unter solchermä-  
Ben aufragenden  
Türmen mag Kul-  
tur oftmals als Ge-  
wusel erscheinen,  
aber je mehr es  
wuselt, desto mehr  
bewegt sich –  
auch das Denken*

Bild: Stadt Oldenburg



nen glaubten, diese Arbeit selbst wahrnehmen zu können. Vielfache Veranstaltungen und Aktivitäten belegen das auch. Aber das altersbedingte Ausscheiden vieler heimat-treuer Vertriebener aus der Erinnerungsarbeit machte immer deutlicher, dass diese wichtige Arbeit einen zukunfts-sicheren Träger brauchte.

Im März 2002 kam ich mit der Landschaftsdirektorin überein, eine Arbeitsgemeinschaft Vertriebene innerhalb der Oldenburgischen Landschaft zu gründen. Sie schlug als Namen der Arbeitsgemeinschaft „Integrationsgeschichte der Heimatvertriebenen“ vor. Für mich war diese Bezeichnung im Hinblick auf die Aufgabenstellung zu eng. Ich wollte einen alles umfassenden Namen haben.

Auf der 53. Landschaftsversammlung im November 2002 wurde die Bildung der Arbeitsgemeinschaft mit der treffenderen Bezeichnung „Arbeitsgemeinschaft Vertriebene“ einstimmig beschlossen. Im Dezember 2002 fand die konstituierende Sitzung statt. Zum Vorsitzenden wurde Landes-pastor i. R. Dr. Hans-Ulrich Minke, der gegenwärtige Präsident des schlesischen evangelischen Kirchentages, gewählt. Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft sind Vertreter der Landsmannschaften sowie die

Leiter der im Gebiet der Oldenburgischen Landschaft bestehenden ehrenamtlich geführten ostdeutschen Museen und Sammlungen.

Damit konnte 27 Jahre nach Verabschiedung der Verordnung über die Oldenburgische Landschaft die nicht nur für die ins Oldenburger Land gekommenen Vertriebenen, sondern auch für die Oldenburger Landesgeschichte wichtige Aufgabe erstmals wahrgenommen werden. Seitdem tagt die Arbeitsgemeinschaft in regelmäßigen Abständen in den Räumen der Landschaft und berät, begleitet und unterstützt alle Kräfte im Oldenburger Land, die sich mit dem Schicksal der Vertriebenen befassen. Die Arbeitsgemeinschaft erstattet über ihre Tätigkeit jährlich einen Bericht.

Eine der Hauptsorgen der Arbeitsgemeinschaft gilt dem fürsorglichen Erhalt der ursprünglich vier, jetzt noch drei im Oldenburger Land bestehenden Ostdeutschen Sammlungen in Bad Zwischenahn, Goldenstedt-Ambergen und Schortens-Heidmühle. Für die Öffentlichkeit wahrnehmbar wird die aktuelle Arbeit auch durch Vorträge, so 2012 durch eine ganze Vortragsreihe unter dem Titel „Vergangenheit in der Gegenwart“, die sich mit Oldenburg und seinen Beziehungen zum deut-

schen Osten befasste, oder durch eigene Publikationen, z. B. das Buch „Fern vom Paradies – aber voller Hoffnung“, das die Aufnahme von 200 000 Vertriebenen in das von 580 000 Oldenburgern bewohnte Land untersucht und beschreibt. Dazu gehören nicht zuletzt weitere Veröffentlichungen wie „Die Heimatvertriebenen in Ortschroniken und Museen des Oldenburger Landes“.

Gegenwärtig befasst sich die Arbeitsgemeinschaft mit einer Bestandsaufnahme. Dabei wird untersucht, welche Aktivitäten und Gruppen von Vertriebenen 2014 nach dem Einleben im Oldenburger Land noch bestehen und wie das ostdeutsche Erbe gepflegt wird. Dazu gehört auch eine Erfassung der Gedenkstätten und Mahnmale, die an Flucht, Vertreibung und Ankunft der Heimatvertriebenen erinnern, ihrer Toten gedenken und vor Leid und Unrecht warnen. Schließlich soll in der Bestandsaufnahme anhand von konkreten Einzelbeispielen über das geänderte Verhältnis der Vertrie-

benen zu ihrer Heimat und ihren heutigen Bewohnern berichtet werden.

Mit alledem trägt die Arbeitsgemeinschaft wesentlich dazu bei, dass die unheilvolle Vertreibung im öffentlichen Bewusstsein ist und das kulturelle Erbe der aus dem Osten Vertriebenen bewahrt bleibt. Sie ist zugleich sorgenvoll unermüdliche Mahnerin, dass das auch in Zukunft, nach dem absehbaren Ausscheiden der Erlebnisgeneration, geschieht.

Die Oldenburgische Landschaft fördert und unterstützt seit nunmehr über einem Jahrzehnt unter den in der Bundesrepublik wohl einmaligen rechtlichen Rahmenbedingungen diese Arbeit. Damit gibt sie auch ein Musterbeispiel dafür, dass es in vorbildlicher Weise möglich ist, das Heimatbewusstsein der alteingesessenen Oldenburger mit dem der Vertriebenen gemeinsam zu pflegen. Dafür hat sie allen Dank verdient.

*Horst Milde (KK)*

## **„Sehr unbekannt“ ist eine sehr eigene Qualität**

Auf den Spuren des Historikers Ferdinand Gregorovius, der von seiner Zunft weg auf den Leser zu geschrieben hat, in Rom und Erfurt

Das Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt hatte zu einer interdisziplinären Tagung zur Geschichtsschreibung von Ferdinand Gregorovius unter dem Titel „Transformationen des Historischen“ eingeladen. Wissenschaftler von fünf deutschen Universitäten trugen die Ergebnisse ihrer Forschungen über den gebürtigen Neidenburger und späteren „Civis Romanus“ (Ehrenbürger von Rom) vor. Allgemein wurde bedauert, dass die deutschen Historiker sich zu wenig mit diesem Historiker beschäftigt haben, obwohl seine Bücher zum antiken wie mittelalterlichen Rom und seinen Menschen bis in die Gegenwart Neuauflagen erleben.

Meine Anwesenheit war einem Zufall geschuldet. Ich kannte die Ziele, die meine Reisegruppe in Rom ansteuern würden, von früheren Reisen und wollte meinen Besuch der Ewigen Stadt etwas anders gestalten. Vor Jahren hatte ich ein Foto von der Gedenktafel am Haus gemacht, in dem der Neidenburger zum ersten Mal Quartier bezogen hat. Für sein umfangreiches Werk zur Geschichte der Stadt hat diese ihn zum Ehrenbürger gekürt. Nun hätte ich gerne erfahren, wie sie heute mit diesem Erbe umgeht. Vielleicht konnte das ein Beitrag für die „KK“ werden! In meiner Einfalt dachte ich: Fahr hin, geh aufs Rathaus, da wird sich schon jemand finden, der dir Auskunft geben kann. Aber alle

*Fast überstrahlt die „Morbidezza“ der „antik“ bröckelnden Fassade die akkuraten Tafel für den „storico tedesco“ und „il suo amore per la città di Roma“*

Bild: der Autor



äußeren Umstände hatten sich gegen mich verschworen. Die Pendelbusse vom Schiff zum Hafenausgang, der Weg zum Bahnhof, der Vorortzug, der lange Weg durch den Hauptbahnhof Roma-Termini – lauter Unsicherheitsfaktoren, die eine genaue Planung behinderten. Die Rückfahrt unter den gleichen unsicheren Bedingungen? Ich kapitulierte, einen zweiten Versuch unternahm ich erst gar nicht.

Die Idee aber ließ mich nicht ruhen. Wenn die Römer ihn irgendwie nutzen, dann müsste sich doch im Internet eine Spur finden lassen. Nun, römische Aktivitäten suchte ich vergebens. Aber ganz in meiner Nähe, in Erfurt, sollte gar ein Kolloquium stattfinden, jenem Werk gewidmet! Die Rednerliste war hochkarätig bestückt. (Daher gebe ich bei den Professoren nur den Namen an.)

Nach der Begrüßung der Gäste durch Kai Brodersen, den Präsidenten der Universität, der die „Geschichtsschreibung als eine Form der Gegenwartsbewältigung“ charakterisierte, setzte Hartmut Rosa, Direktor der gastgebenden Einrichtung, den inhaltlichen Rahmen: Der Autor sei „sehr unbekannt“. Daher möchte das Kolleg „Fernes zusammenbringen“. Und zugleich die Frage beantworten: „Wie wird Geschichte in der Gegenwart präsent gemacht?“ Um es gleich zu sagen: Fast alle Referenten

beschäftigten sich mit dem Arbeitsstil des Protagonisten. Unterstrichen wurde seine intensive und kritische Auseinandersetzung mit den Quellen wie auch seine lebhaft und farbige Darstellungsweise. Das war in seiner damals nicht selbstverständlichen demokratischen Grundhaltung und dem daraus wachsenden Bemühen um Gemeinverständlichkeit begründet.

Der Philosoph Jens Halfwassen (Heidelberg), Experte in altgriechischer Philosophie, zeigte Gregorovius' antike Wurzeln (Platon, Aristoteles, Plotin). Schon in seiner Königsberger Dissertation habe er sich damit beschäftigt. Das Kunstschöne, die „bildenden Kräfte“, die die Welt erschaffen, das Verhältnis der Phantasie zur konkreten Welt haben ihn immer wieder beschäftigt. Bei der Angabe der Herkunft ließ der Referent allerdings eine Ungenauigkeit zu: Gregorovius stamme „aus Ostdeutschland“. Nach gängigem Sprachgebrauch sind das die sogenannten „Neuen Bundesländer“, ein Attribut wie „ehemalig“, „einstig“ oder „historisch“ wären hier am Platz gewesen oder gleich der Name der Provinz.

Mit dem Donnerschlag „Gregorovius scheint der Guido Knopp des 19. Jahrhunderts zu sein“ leitete der Altphilologe Peter Kuhlmann (Göttingen) seinen Bericht über dessen Bücher zu Kaiser Hadrian ein. Er habe hier bewusst seinen Stil in

Richtung Literatur entwickelt, ein „Bild von Zuständen“ gegeben. Man spüre seine antimonarchische und demokratische Grundhaltung. Allerdings: Während Knopp von ausgewählten Highlights lebe, behandle Gregorovius auch unbekanntere Themen, dabei habe er „Pionierarbeit geleistet“ und die „Antike aus der Antike erklärt“, ohne eine „zeitliche Aktualisierung“.

Im zweiten Block widmeten sich Wolfgang Struck und Stefanie Albert M. A. (beide Erfurt) sowie Markus Völkel (Rostock) Gregorovius' Landesbeschreibungen, speziell der Darstellung von Korsika, seinen Wanderjahren in Italien und dem Getto der Juden von Rom. Diese Texte stellen eine Mischung aus vielfältigen literarischen Formen dar: Geographische und historische Fakten mischt er mit Volksliedern, Statistiken, Novellen, Anekdoten sowie psychologischen Überlegungen (etwa zur Blutrache); bei der Behandlung des Gettos fällt das Fehlen einer Reaktion auf Lebensschicksale auf. Struck verwies beim Thema Korsika besonders auf den Einspruch gegen die Romantisierung des Banditentums in der „Art [einer] Teufelsaustreibung“. Unausbleiblich habe er sich auch mit dem berühmtesten Sohn der Insel, Napoleon, beschäftigen müssen. Den habe er unter einem interessanten Blickwinkel betrachtet: als Rächer Korsikas an den Franzosen.

Dem Echo seines Werkes in der Belletristik widmeten sich zwei Referenten des dritten Abschnitts. Hierbei ragte besonders der Bericht zum Gregorovius-Hintergrund in Thomas Manns Gregorius-Roman „Der Erwählte“ hervor. Karsten Lorek (Erfurt) ist überzeugt, Mann habe Gregorovius gelesen. Er weist Parallelen nach. Das Schimpfgeschrei zweier Päpste sei fast wörtlich übernommen wie auch viele andere Einzelheiten. Dass die „Lukrezia“ gewissermaßen Abfallprodukt seiner Forschungen zu den bekannteren Gliedern der Borgia-Familie ist, stellte Julia Ilgner (Freiburg/Hamburg)

fest. Er schreibe selbst, es bleibe „noch zu enträtseln“, warum er unbedingt über sie berichten wollte. Die literarische Rezeption bleibe im Erfassen einzelner Elemente stehen, so in Dramen von Gerhart Hauptmann und dem Wiener Arthur Schnitzler sowie Werken von Heinrich und Thomas Mann u. a.

Wolfgang Weber (Augsburg), Jörg Rüpke und Sabine Schmolinsky (beide Erfurt) leiteten sachlich und mit Eingehen auf die Diskutanten den Ablauf der einzelnen Themenblöcke. Als guter Geist der Veranstaltung wirkte Dr. Dominik Fugger, der sich seit seiner Studienzeit, nach einer zufälligen Begegnung in München mit jenem Autor beschäftigt hat. Er habe dort die „Geschichte der Stadt Rom“ gekauft und darüber seine Examensarbeit gemacht. Nun „hänge ich seitdem dran“. Professionelle Historiker betrachteten den Neidenburger gewöhnlich als Außenseiter. Dieser erhebe den Anspruch auf „wissenschaftliche Geschichtsschreibung“. Fugger unterstrich, der Theologe sei Historiker geworden, indem er Geschichte schrieb. Sein geistiges Profil sei durch den Protestantismus in seiner Familie und an der Albertus-Universität von Königsberg geprägt worden. Unter dem Einfluss von David Friedrich Strauß habe er aber mit dem kirchlichem Dogma gebrochen, ohne sein Christentum zu verlieren. Er habe die demokratische Bewegung von 1848 in Königsberg unterstützt. (Fugger habe bei der Lektüre von Gregorovius' früher Arbeit über Goethes „Wilhelm Meister“ gleichsam der „Königsberger Brodem“ angeweht.)

Nur ein Ostpreuße war anwesend, kein Römer. Die Zukunft wird zeigen, ob die Veranstaltung zu einer Renaissance dieses bedeutsamen Werkes führen wird. Man möchte das von Herzen wünschen!

*Bernhard Fisch (KK)*



## Panischer schlesischer Sommer

Wenn in den Siebzigern einer eine Reise tat, so konnte er erleben, was er heute nicht mehr kann

Spätsommer 1973: „Eigentlich“ waren ins polnische Staatsgebiet – Warschau ausgenommen – Individualreisen noch gar nicht möglich, aber wenn es um Westdevisen ging, dann war auch schon damals das polnische „Regulierungssystem“ äußerst flexibel. Hatte man eine Einladung nach Polen mit vorher bezahlter Hotelgarantie, dann konnte man fahren. Der Grenzübergang CSSR–Polen war vorgeschrieben: Bohumin–Chalupki (Oderberg).

Mir ist als erstes Bild die kleine Bretterbude in Erinnerung geblieben, die als „Empfangsgebäude“ diente, davor Grenzbeamte der CSSR und Polens auf wackligen Küchenstühlen, sichtlich gelangweilt und über die Abwechslung erfreut. Kontrolliert wurde alles, das Auto, ein Peugeot, besonders intensiv in Augenschein genommen. Die Grenzbeamten fragten, warum ich ein französisches Auto hätte. Es gefalle mir besser, und billiger sei es auch, erfuhren sie. Ob denn das nicht verboten sei, ein französisches Auto zu kaufen, die Deutschen produzierten doch selber welche. Diese Szenen sind oft zurückgekehrt: Ich



*Gitter und Schlösser als Grenzinsignien haben ihre Bedrohlichkeit verloren, der Schlüssel steckt und sie erschließen Erinnerungen*

Bilder: Deutsches Kulturforum östliches Europa

war von München bis Oderberg nur etwa 900 km gefahren, aber die Fragen an dieser Grenze kamen von viel weiter her. Es war eben 1973 und ich überzeugt, dass Europa wirklich geteilt war.

Dann also zum ersten Mal Schlesien: Bei mir machte sich damals fast alles Oberschlesische an Eichendorff fest. Die Wallfahrtskirche Matka boza in Ratibor, Eichendorff hat sie in seinen Tagebüchern immer nur so genannt, erkannte ich so gleich, die Fernstraße durch Ratibor führte an ihr vorbei, die Versuchung war groß, zu halten und den Ring anzusehen, den ich aus den Eichendorff-Tagebüchern zu kennen meinte wie den Residenzplatz der Heimatstadt Passau. Noch größer war ein paar Kilometer weiter der Wunsch, der Nebenstraße zu folgen, an deren Anfang „Lubowice“ stand. Aber ich gab dieser Versuchung dann doch nicht nach.

Die Alleebäume warfen schon die langen Schatten des versinkenden Sommers, bis Oppeln waren fast 90 Kilometer zu fahren, das Land schien unendlich neu – fremd dagegen nicht –, bei Dunkelheit wollte ich nicht unterwegs sein. Außerdem stand in meinem Sondervisum, dass „innerhalb von 12 Stunden nach Grenzübertritt eine Anmeldung bei einer Gemeinde, in einem Hotel oder bei der Volksmiliz“ zu erfolgen habe (die sich dann auch während des ganzen Aufenthaltes lästig erwies wie eine ganze Herde Zecken). Natürlich kann man heute über so viel Vorsicht lächeln, doch so wurde ein „sozialistisches Land“ einst von einem Besucher auch wahrgenommen, der es riskierte, sich dort auf eigene Gefahr zu bewegen. Zum anderen verdanke ich diesen kleinen alltagspraktischen Überlegungen am Ende eines von Eindrücken übervollen Reisetages die Begegnung mit einem Land der Demeter, das Oberschlesien damals



*Man soll nichts hineingeheimnissen, wenn es dergestalt herausgeheimnist und der geheimnisvolle Hintergrund den starren Vordergrund durchdringt*

Beide Bilder „Ohne Titel“ aus dem Band „Breslau“ mit Fotografien von Matthias Marx und Text von Roswitha Schieb und Karlo Maliszewski

noch war. Das weitgedehnte Ackerland sah aus, als habe die Getreidegöttin der Römer eine weite Spur darüber gelegt mit ihren Schritten, die sich in leuchtenden Stoppelfeldern des späten Sommers oder in Kartoffeläckern wiederfanden, von denen es bitter nach Kartoffelkraut auf offenen Feuern der Kinder riecht. In der Erinnerung bieten am Ende der Erntezeit die welligen, hügeligen Landschaften vor den Ausläufern der Sudeten und des Odergebirges noch immer ein nur wenige Jahre später versunkenes Bild von festlichem Glanz.

Über dem Land noch Stimmen eines späten panischen Sommers, Raubvogelrufe, die zusammen mit letztem vereinzeltem Vogelruf aus Büschen und Waldinseln mit dem Wind über Stoppelfeldern den Lauf des Zeitenrades begleiten, mit dem wieder ein Sommer der Nimmerwiederkehr zueilte.

Mit dem sinkenden Licht des Tages kehrten letzte Störche von den Feuchtfeldern an der Oder, aus Sümpfen und nassen Wiesen zurück, vielleicht zum letzten Mal, bevor sie das Land verließen, das sich einen Sommer lang unter ihnen gebreitet hatte. Auf ihren Schwingen trugen sie den Tag in

das Rot des Abends. Wenn die Erntezeit zu Ende ist, versammeln sie sich zu Flügen, die ihre majestätischen Silhouetten in das verblasste Blau des herbstlichen Himmels zeichnen, unter sich das Gold abgeernteter Stoppeln, hinter denen Zeit und Sommer versinken. Der Tag im späten August war so warm gewesen, dass sich vor dem westlichen Horizont eine Brandung blauen Lichtes erhob, in der die Ferne ertrank und zur Nähe wurde. Irgendwo hinter der Brandung musste Oppeln sein und dann, noch weiter, Niederschlesien mit Breslau.

Letzte Hitzewolken des Nachmittags standen noch am Himmel, in weißen Kathedralen getürmt, von denen sich Weihen herabfallen ließen – ihre Schreie flogen auch noch übers Land, als die Schatten des Augustabends länger waren. Dazu der Katzenschrei der Bussarde, die über den Wäldern kreisten. Mit dem Wind über den Stoppelfeldern, dem Raubvogelschrei und dem Ruf von Bauern, die mit ihren Erntewagen über die Linie der Hügel zogen, schien mir die Schöpfung Stimmen zurückzubekommen, die ich durch Jahre nicht mehr gehört hatte. Hier waren sie die Gegenwart eines Erntetages.

Die Straße legte sich noch in Wellenbewegungen über Hügel, von den langen Häuserzeilen der Dörfer gesäumt, dazwischen zogen sich Alleen von Obstbäumen, Vogelbeerbäumen die Fahrbahn entlang, ihre Früchte leuchteten rot in den Abend. Die Ährenfarbe der Stoppelfelder, die an den Rainen stehengebliebenen Weizenhalme oder die geknickten Haferrispen, an denen die silbernen Fäden des Altweibersommers hingen, die Getreidehocken auf den Feldern, für mich glichen sie vorzeitlichen Wächtern an den Wegen, auf denen ein glanzvoll sterbender Sommer in den Herbst sinkt. An den Schmalseiten der Äcker standen Hocken, deren Ähren zu einem Kreuz gebunden waren.

Für die damals noch zahlreichen Pferde wurde Hafer gebraucht, er hinterlässt die dichteste und farbenprächtigste Stoppel. Sie vor allem war es, die so festlich auf den Bodenwellen bis an den Horizont schimmerte, wo ferne Brände ihre weißen Rauchschrägen in den Abendhimmel steigen ließen.

Im sinkenden Augustlicht waren die Alleen zwischen großen Ackerschlägen, die auf die Horizonte zuliefen, den Gewölben von Kreuzgängen ähnlich. Die langen ober-

schlesischen Dörfer schienen in struppigen Obstbaumgehegen, zwischen Eichen, Buchen, Eschen und Ahorn versteckt, die meisten Ortschaften wirkten, als seien sie zugewachsen. Es waren Dörfer der Rosen und der Dahlien. In fröhlichem Durcheinander blühten sie zusammen mit Gladiolen, Lupinen, Asten oder dem Fingerhut vor jedem Haus. Der alte Bauerngarten mit seiner unbekümmerten Dichte und seiner Duldsamkeit auch gegenüber „Unkraut“, in Oberschlesien war er noch selbstverständlich.

Soviel hatte ich an diesem ersten schlesischen Tag des Lebens schon gelernt, dass die Äcker mit ihren Getreidehocken und die Dörfer mit ihren Rosen und Dahlien beständige Wirklichkeit waren, auch in einem „sozialistischen“ Polen, das es in Wahrheit nie gegeben hat. Heute gibt es diese Wirklichkeit nicht mehr, nachdem nun auch in Oberschlesien die Getreidefelder der Demeter vom Wind der Veränderung zugeweht worden sind und kein Hafer mehr für die Pferde gebraucht wird. Nur die Rosen und die Dahlien vor den Häusern in den ober-schlesischen Dörfern, sie gibt es noch.

*Dietmar Stutzer (KK)*

## **„Verrückt, aber ungewöhnlich verrückt“**

Der Erstling des Architekten Erich Mendelsohn in seiner Heimatstadt  
Allenstein ist wiedererstanden

„Mendelsohns Bet Tahara in Olsztyn/Allenstein, das ist sozusagen sein Debütwerk, das er als Student gemacht und in seinen Werklisten lange verschwiegen hat“, erklärt Ita Heinze-Greenberg, Kunsthistorikerin und Mendelsohn-Spezialistin. „Dieses Projekt hat an revolutionärem Geist natürlich keinen Bestand neben dem Einsteinturm.“

Allerdings: Bevor der Einsteinturm in Potsdam erbaut wurde, stand Mendelsohns Erstlingswerk schon sieben Jahre lang in

Allenstein. Hier hat alles begonnen.

Ich laufe durch das heutige Allenstein und bleibe eine Weile am neuen Rathaus stehen. Die Spieluhr schlägt eine volle Stunde und spielt die heutige Ermland-Hymne: „O, Warmio moja miła“. Die Hymne von Ermland, einst südliches Ostpreußen, gibt den Charakter dieses Landes und seiner Leute wieder: heterogen und kosmopolitisch, der Region verbunden und integriert.

Das war um die Jahrhundertwende nicht



*Das Firmament, geometrisch strukturiert und davidisch illuminiert: die reich dekorierte Decke im Abschiedssaal*

Bilder: der Autor

anders, wie viele Quellen belegen. 1812 stellte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen durch sein „Edikt betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem Preußischen Staate“ 30 000 Juden der christlichen Bevölkerung rechtlich weitgehend gleich. Bis zum Zweiten Weltkrieg wohnten sie hier friedlich mit Deutschen, Polen, Masuren und Ermländern zusammen.

Vor zweihundert Jahren, 1813, kamen die ersten jüdischen Siedler nach Allenstein. Die meisten von ihnen stammten aus dem Grenzgebiet zwischen Großpolen und dem Danziger Pommernland. Die größte jüdische Gemeinde Ostpreußens war in Königsberg. In Allenstein lebten über 600 Personen jüdischen Glaubens und machten ca. zwei Prozent der Stadtbevölkerung aus. Die deutschen Juden hier waren reich, emanzipiert, hervorragend organisiert und in die einheimische Bevölkerung integriert, meint der Historiker Rafał Betkowski: „Die Stadtpforten wurden nicht für alle geöffnet. Gern gesehen waren wohlhabende, ausgebildete Juden, die schon Vermögen besaßen und Deutsch sprachen. Sie revolutionierten den Handel. Sie vergaben Kredite, verkauften Manufakturprodukte und pflegten den Direktvertrieb.“

Zu ihnen gehörte die Familie Mendelsohn. Der Familienvater betrieb an der Ecke des alten Marktplatzes ein Geschäft für Herrenbekleidung und Lederwaren. Der geschätzte Bürger war Führer der freiwilligen Feuerwehr und Vorstandsmitglied des Kriegervereins. Seine Kontakte reichten über die jüdische Gemeinde hinaus bis zum Stadtrat. Diesen Beziehungen sei es zu verdanken, dass sein Sohn das Reinigungshaus, das Bet Tahara, neben dem jüdischen Friedhof bauen konnte. „Der damalige Gemeindevorsitzende Dr. Isaac Kamnitzer war mit Mendelsohns Vater eng befreundet“, erklärt Betkowski. „Das Reinigungshaus wurde am 5. September 1913 von Mendelsohn persönlich eröffnet, es wurde zu einem Jahresereignis in Allenstein. Kamnitzer erhielt die Schlüssel, die er dann dem Regierungsvertreter überreichte.“

Der gewiefte Student nutzte sein Allensteiner Projekt gleich zweifach. Er reichte die Pläne seinem Münchner Professor für Baustilkunde ein. Jahre später erinnerte er daran in seinem Vortrag „Zur Entwicklung der zeitgenössischen Architektur“: „Als Student weigerte ich mich, irgendetwas Historisches zu zeichnen. (...) Als Renaissanceaufgabe lieferte ich meinen ersten



wirklichen Bau – (...) in meiner Heimatstadt –, über den mein Professor sagte, er habe nichts mit Renaissance zu tun, ihn aber doch großzügig als ‚verrückt, aber ungewöhnlich verrückt‘ akzeptierte.“

Dreißig Jahre lang diente das Mendelsohn-sche Reinigungshaus der jüdischen Gemeinde in Allenstein. Nach der Auflösung des Ghettos wurden die hiesigen Juden 1943 in Konzentrationslagern vernichtet. 1952 übernahm das polnische Staatsarchiv das Gebäude und blieb bis 1996. Zehn Jahre lang stand daraufhin das Reinigungshaus leer und verfiel. „Es war eine Bruchbude“, verrät mir ein Obdachloser. „Man hat sich hier mit Kumpels getroffen und Bier getrunken“, sagt er.

Seit 2005 kümmert sich die Kulturgemeinschaft Borussia um das gesamte Objekt. Bis vor kurzem entmüllte und sicherte man das beinahe komplett ruinierte Reinigungshaus. Die Renovierungsarbeiten standen unter der Aufsicht der Denkmalpflegerin Julia Martino. Sie wollte die Struktur des Reinigungshauses so wenig wie möglich verändern, die vorhandene Bausubstanz bewahren und seine Schönheit zur Geltung bringen: „Es ist nicht viel übrig geblieben von dem Original“, bedauert sie. „Wichtig war es also für mich, den einmaligen Putz

sowie die vielfarbigen Wandmalereien zu retten und die Tür- und Fenstertischlerei zu rekonstruieren. Auch die Terrazzofliesen brauchten viel Zuwendung“, erzählt Martino und wühlt in einem Plastikimer mit Mosaikglas.

Es gab Überraschungen in ihrer Arbeit. Unter einem Trümmerhaufen in der Nähe des Reinigungshauses fand Martino goldene, kobaltblaue und smaragdgrüne Mosaikstücke sowie vielfarbige Simsfragmente. Sie sind von den Innenwänden abgelöst und weggeworfen worden, bevor das Staatsarchiv hier einzog. Trotz der vierzig Jahre unter der Erde haben sie ihre intensiven Farben bewahrt, freut sich die Denkmalpflegerin: „Die blauen und die grünen Mosaikschmückten die Stützen; die goldenen bildeten einen Spruch Salomons aus der Bibel: ‚Sicherlich gibt es eine Zukunft, deine Hoffnung wird nicht zerschlagen.‘ Gold hat dessen Bedeutung unterstrichen“, erklärt Martino.

Das Geld kam von der Stadt Olsztyn und der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft. Freiwillige aus Polen, Deutschland und Russland halfen bei den Renovierungsarbeiten. Eine von ihnen war Marianne Zygota aus Gütersloh. Sie erinnert sich gerne an das Tahara-Haus und zeigt es

*„Man denkt, das ist einfach ein ganz normales Gebäude.“*

*Das ist es auch, nur ist das Normale eben nicht immer ganz einfach: das renovierte Bet Tahara*



ihrer Familie, die gerade zu Besuch ist: „Jeder Mosaikstein steht für einen Freiwilligen, der in den letzten Jahren hier war. Das ist unglaublich, was wir da rausgeholt haben. Von außen sieht man nicht, wie schön das Gebäude ist, wie schön die Innenarchitektur ist. Und man glaubt gar nicht, wie hoch die Decken sind. Das sieht man von außen alles gar nicht. Man denkt, das ist einfach ein ganz normales Gebäude.“

Mendelsohn definierte sich als „Orientale aus Ostpreußen“ und fühlte sich den beiden Welten zugehörig. Die verwendeten Farben spiegeln die Kultur des Ostens wider. Das Tahara-Haus in Allenstein sehe sowieso sehr jüdisch aus, meint Edan Sultan, Architekturstudent aus Tel Aviv, den ich bei meiner Recherche in Israel treffe: „Zuerst die floralen Mosaikmuster. An vielen Orten gibt es den Davidstern. Die Symbolik der Innengestaltung ist daher jüdisch. Es gibt aber auch architektonische Züge, die jüdisch sind. Vor allem die gewölbte Decke und die zwölf schmalen Fenster, die die zwölf Stämme Israels verkörpern.“

Das vor kurzem neueröffnete Tahara-Haus ist heute ein Zentrum für den interkulturellen Dialog und Sitz der angesehenen Kulturgemeinschaft Borussia. Seminare, Jugendtreffen, Lesungen finden hier statt. Eine solche Verwendung wünschte man sich für jedes jüdische Gebäude, sagt Monika Krawczyk, die Direktorin der Stiftung zum Erhalt des jüdischen Erbes, rechtliche Verwalterin des Hauses: „Die Angebote der Kulturgemeinschaft Borussia sind lobenswert und anregend. Ohne solche Nichtregierungsorganisationen, die sich auch für das jüdische Erbe in Polen interessieren, wären wir nicht in der Lage, uns kontinuierlich um all die von uns renovierten Gebäude zu kümmern.“

Unter den knapp 50 von Mendelsohn realisierten Bauwerken befinden sich unterschiedlichste Formen. Auch ihre Funktionen sind verschieden: von Kauf- und Bürohäusern über Villen, Bibliotheken und

Fabriken bis hin zu Universitäten und Synagogen. Das Haus der Reinigung und das Gärtnerhaus auf dem jüdischen Friedhof Allenstein hat Mendelsohn in seinem Werkverzeichnis nie erwähnt. Seine Biographin Ita Heinze-Greenberg ahnt den Grund: „Ich glaube nicht, dass er sich für sein Frühwerk geschämt hat, das hat sicherlich allein einen sozusagen didaktischen Grund. Wenn man so einen Einsteinturm als Debüt setzt, dann markiert man damit natürlich auch eine Karriere. Da bricht jemand auf zu neuen Ufern; und das ist ein faszinierendes Debüt, gleichsam ein Paukenschlag, allein schon der Name des Bauherrn Einstein.“

In Allenstein verbrachte Mendelsohn die ersten zwanzig Jahre seines Lebens, die ihn geprägt haben. Er ging dann nach Berlin und München studieren und arbeitete danach selbständig als Architekt. Der Einsteinturm, den er nach dem Ersten Weltkrieg in Potsdam baute, brachte ihm Ruhm und weitere Aufträge.

1933, als die Nazis an die Macht kamen, musste er ins Exil gehen. Der Weg führte ihn über Holland, England und Palästina schließlich in die USA. Um das Land kennenzulernen, bereiste er es intensiv, immer mit einem Zelt unterwegs. Mit einem Zelt – dem Symbol der Freiheit und der ewigen Bewegung. Stets betonte er seine Bindung ans Ermland: „Als jemand, der in einem kleinen landwirtschaftlichen Städtchen geboren wurde, inmitten der Felder und Wälder, lernte ich langsam zu atmen sowie Sonne und Regen als sich ergänzende natürliche Ereignisse hinzunehmen. Da mir klar wurde, dass hohe Bäume eine lange Wachstumszeit benötigen, lernte ich in großen Perioden zu denken und das öffentliche Geklapper unseres Geschäfts wie auch das Geschwätz persönlicher Eitelkeit zu meiden.“

Ob in Deutschland, England, Palästina oder Amerika, Mendelsohn blieb ein Ostpreuße. Das aber ist schon eine andere Geschichte.

*Arkadiusz Łuba (KK)*

## **Sankorn, Wanze, Mensch**

*Otto Folberth: Das Stundenglas. Ein Roman. Schiller Verlag, Bonn – Hermannstadt 2013, 276 S.*

Es gibt Bücher, die den Leser dermaßen bedrängen, dass er die Distanz zu Text und Gegenstand aufzugeben versucht ist. Das sollte er natürlich nicht, er sollte seinen kritischen Blick bewahren. Wenn er aber den Spuren der in dem Buch erzählten Zeitgeschichte in der eigenen Biographie nachsinnen kann und muss, ist es schlecht bestellt um die Distanz.

Die Siebenbürger Sachsen, ein verhältnismäßig kleines Völkchen mit einer unverhältnismäßig wortreich erzählten Geschichte, üben sich seit Jahr und Tag in mehr oder minder kritischem, mehr oder minder verständnisinnigem, ja gefühligem Selbstbezug. Sachsen schreiben Bücher über und für Sachsen, sie reden mit Sachsen über Bücher von Sachsen über Sachsen, man weiß Bescheid, und alle, die nicht Bescheid wissen, täten gut daran, zu lauschen. Allein, sie tun es nicht.

Darum wohl hat der siebenbürgische Schriftsteller Otto Folberth einen Schweizer namens Claude Favre-Rüegg als Nicht-Sachsen zum Protagonisten seines Romans gemacht und ihm die Siebenbürger Lehrerin Susanne – lediglich – beigesellt als Zeitzeugin, Traditions-trägerin und Gewährsfrau für all das, was er als europäisch bestallter Flüchtlingsbetreuer in Nachkriegs-Österreich erfährt über das Gemeinschaftsschicksal dieses Völkchens, über Familien- und Einzelschicksale zwischen Siebenbürgen, den Arbeitslagern im Donbass und der einstweilen, in den späten Vierzigern und frühen Fünfzigern, noch gar nicht so freien Welt des freien Westens.

Der soignierte Claude hat sich unter Entwicklungshilfe etwas Exotisches vorgestellt, die österreichischen Flüchtlingslager um Salzburg jedoch konfrontieren ihn mit mitteleuropäischer Nachkriegsdringlichkeit: „Der Gegensatz zwi-

schen dem heiteren, genießerischen Treiben der Festspielgäste im Stadtkern und der Not und der Armut in den Lagern draußen am Stadtrand steigert seine Ungeduld, beflügelt seinen Wunsch, mit helfender Tat einen Anfang seiner Tätigkeit in diesem Land zu setzen.“ Tat und Tätigkeit – hier lässt sich Folberth schon zu pleonastischem Überschwang hinreißen, den er im Verlauf seiner Erzählung allerdings einzudämmen weiß. Es folgen vor dem Hintergrund einer Liebesgeschichte Bilder und Szenen aus Österreich und Siebenbürgen, aus Stalingrad und Salzburg, bei denen man die Absicht durchaus merkt, aber nicht verstimmt ist, schon gar nicht sein muss.

Hier erzählt einer, der weiß, wovon er redet. Horst Schuller breitet in seinem Nachwort die Biographie eines siebenbürgischen Geistes- und Tatmenschen aus, der sowohl in seiner Heimat als auch nach 1947 in der österreichischen Emigration nicht nachgelassen hat, sein siebenbürgisches Panier zu entfalten in historischen, kunsthistorischen und allgemein landeskundlichen Belangen, der in soziokulturellen und schlicht „landsmannschaftlichen“ Auseinandersetzungen auf politischer Bühne manchen Strauß ausgefochten hat, stets eingedenk jenes Bedarfs an Tat und Tätigkeit. Es ist das Schlechteste nicht, wenn man über ein Buch sagen kann, der Autor habe das hineingeschrieben, was er nicht tun konnte, und das, was er lieber getan hätte.

Otto Folberth hat in Österreich an einer neuen Heimat für die Siebenbürger Sachsen gebaut, er hat ihr ein kulturhistorisches Fundament zu gießen versucht und vermocht, aber er hat schließlich vor politischen Zwängen, nein, nicht kapituliert, er hat das, was realiter nicht zu schaffen war, literariter gestaltet in einem Buch, das allerdings nicht als Ersatz für Tat und Tätigkeit gelesen werden sollte, sondern als das, was es ist: „Ein Roman“. Die Gattungsbestimmung mit unbestimmtem Artikel eröffnet den Blick auf so viele andere Romane, veröffentlichte, verfasste, aber nicht verlegte, oder auch nur mögliche. Und deren sind Legion.

Claude Favre-Rüegg stößt also auf die Siebenbürger Sachsen, ja verliebt sich in eine von ihnen, und muss/darf mit fremdem Blick all das betrachten, was einem Westeuropäer – wenn er es denn hätte wissen wollen – nicht verhehlt, aber fern geblieben ist an Ereignissen um die Mitte des 20. Jahrhunderts in der südöstlichen „Mitte“. Die Zivilisationsinsel Schweiz, die Folberth genüsslich vorstellt, und das kulturell selbstverliebte Österreich sind Schauplätze einer mühsamen europäischen Symbiose und Orte, an denen sich erst recht die Fragwürdigkeit jener Zivilisation herausstellt. Vor seinen Augen entfaltet „sich prachtvoll eine offensichtlich bäuerlich geprägte Großgruppe“ – von der nicht viel mehr geblieben ist als ein großes europäisches Fragezeichen. Es sind nicht nur die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, da antwortet auch ein Herr Tausch aus Bessarabien auf die Frage nach dem Verlust: „Wie groß mein Besitz war? Mein Gott, auf meinen Weideländern pflegte ich nie weniger als 200 Stück Vieh und 500 Schafe zu halten.“

Beziffern kann und will Otto Folberth allerdings nichts, er versucht ein düsteres Panorama zu skizzieren und dem Leser sachte beizubringen, dass die Erfahrungs- und Empfindungsdimension historischen Schicksals menschliches Begreifen übersteigt. Das Bild des Stundenglases, das auf den Kopf gestellt wird, worauf die Sandkörner neuem Zufall anheimgegeben sind, wird hier zum Inbild der Entfremdung und eines Neuanfangs, der ebenso ein Ende bedeuten kann. Mit Claude heiratet Susanne in Europa „ein“, aber: „Begreift Claude Susannes Kummer? Keinesfalls ist er in der Lage, ihn zu beheben. Viele Wünsche wird er ihr in Zukunft erfüllen können. Niemals den einen: ihr einen Ersatz für den Verlust des Zusammengehörigkeitsgefühles zu bieten, das sie einst mit den Ihren verband.“

Nicht immer vermag Folberth in seinem aufklärerischen Drang seine Erzählung von solch bedeutungsschweren Sentenzen freizuhalten: „Ich meinerseits glaube, dass wir besser gefahren wären, wenn wir der alten siebenbürgischen Überlieferung treu geblieben wären. Die achthundertjährige Erfahrung unserer Väter lehrte: Völkerverständigung.“ Das mag einer als wohlfeil bezeichnen, der kein Verständnis aufbringt für die Not eines Menschen, dem die Ratlosigkeit über den Kopf wächst. Dieses Buch heißt „Das Stundenglas“, handelt jedoch von

einzelnen Sandkörnern, von Schicksalen und, mit dem epochalen Wort eines Wissenden zu reden, „Schicksallosen“. Es erzählt wortreich, aber nie geschwätzig, und es spricht bei aller historischen Bedeutungstracht, die es zu transportieren hat, unmittelbar zum Leser, etwa wenn bei der Schilderung der Baracke im Arbeitslager der Dichter Otto Folberth so prosaisch wie hochpoetisch vermerkt: „Es gab überhaupt, wie sich herausstellte, reich gestufte Beziehungen zwischen Wanze und Mensch.“

Und wie reich gestuft erst die Beziehungen zwischen den Menschen sind, darüber steht im „Stundenglas“ viel Menschliches, Allzumenschliches.

Georg Aesch (KK)

### „Brotkrümel kehren in den Ecken“

*Klára Húrková (Hrsg.): Nad Strechami Svetlo / Über den Dächern das Licht. Dauphin Verlag, Prag 2014, 336 S., 10 monochrome Fotografien von Lenka Mrázková, 12 Euro*

„Die Poesie befindet sich / in der Phase / des Turbo-Staubsaugers / Es ist nötig / zum Besen zurückzukehren / sich Splitter einzuziehen / Brotkrümel zu kehren / in den Ecken.“ Dieses Gedicht von Katerina Bolechová eröffnet in Deutsch und Tschechisch den Band, der eine Auswahl zeitgenössischer Lyrik tschechischer und deutscher Autoren enthält.

Die Auswahl besorgte Klára Húrková, die sich bereits mit den Anthologien „Wende und Winkel“ / „Zmeny a zákoutí“ (2012) sowie „Abziehbilder in der Luft“ / „Obtisky ve vzduch“ (2009) nicht nur als sensible Übersetzerin, sondern auch als Kennerin literarischer Entwicklungen in Deutschland und Tschechien ausgewiesen hat. Klára Húrková, geboren 1962 in Prag, lebt seit 1991 in Aachen. Sie studierte Philosophie an der Karls-Universität in Prag, später Anglistik und Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule Aachen und an der University of East Anglia in Norwich. Seit 1987 tritt sie auch mit Ausstellungen eigener Bilder an die Öffentlichkeit.

Húrková's neue Anthologie gliedert die aufge-



nommenen Gedicht- und Kurzprosatexte von 22 tschechischen und 22 deutschen Autoren unter zehn Kapitelüberschriften, mit denen die thematische Ausrichtung signalisiert wird. Das Buch, vom Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds gefördert und bei Dauphin erschienen, repräsentiert ein breites Spektrum lyrischer Weltbetrachtung. Dominant sind auch hier die Gedichte, die subjektive Eindrücke, fast immer reimlos zum Ausdruck gebracht in freien Rhythmen, ins Paradigmatische oder Parabolische überhöhen. In der deutschen Version des Gedichtes „Prag“ von Markus Roloff heißt es: „märztag, herbsttag / pfützenscherben im gesprungenen / straßenpflaster, am wenzelsplatz / gerinnen die reflexe meines leeren atems / zu einer prachtpostkarte ...“

Schmerzliche Kapitel der deutsch-tschechischen Geschichte werden nicht berührt. Der Band bietet aber eine Fülle von Beispielen für jene Art von Literatur, die im privaten Beobachtungsfeld große Zusammenhänge entdeckt und thematisiert. „Bau die Welt um / stell dir die Sonne vor“, heißt es im Gedicht „Freiluftmuseum des Neutruhnismus“ von Ivan Bartoš.

Erarbeitet wurde der Band mit großer Sorgfalt. Ausgestattet mit Illustrationsfotos von Lenka Mrázková, stellt er die deutsch-tschechischen Texte jeweils auf zwei Seiten gegenüber. Angefügt ist ein Autorenverzeichnis mit biographischen Angaben. Der Band wird sich als eine Fundgrube für jene Entdecker erweisen, die den Gemeinsamkeiten und Gegensätzen in Sprache und Thematik der zeitgenössischen Literatur Deutschlands und Tschechiens nachspüren wollen.

*Erich Pawlu (KK)*

## **Das Unsichtbare wird lesbar**

*Lutz Dettmann: Anu. Eine Liebe in Estland. Universitas Verlag, Wien 2012, 383 S., 19,99 Euro*

Selten wurde die Geschichte des Baltikums, hier Estlands, mit all ihren Besonderheiten so gut und detailliert beschrieben wie in diesem Buch. Anhand einer Liebesgeschichte zwischen einer Estin und einem Deutschbalten schildert

der Autor an vielen Beispielen sehr deutlich die Schwierigkeiten der achthundert Jahre alten Beziehungen zwischen den Völkerschaften, die nebeneinander, jedoch nicht miteinander lebten.

Ein Jahr vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs besucht Christoph Scheerenberg, Student in Rostock, seine Heimat Estland, wo er bei seiner alten Tante in Reval/Tallinn wohnt. Er wird auf die Insel Hiiumaa eingeladen. Dort verliebt er sich in die Tochter seiner Gastgeberin, Anu. Die jungen Leute sind tief verwurzelt in ihrer gemeinsamen Heimat.

Sehr einfühlsam und genau sind die Schilderungen der Landschaft. Sie zeugen von einer großen Empfindsamkeit für die Reize der Natur. Zugleich erfährt der Leser viel über die Spannungen zwischen den Deutschbalten (der Oberschicht) und den Esten. Obgleich der junge Mann die estnische Sprache beherrscht und sich sehr höflich und verständig verhält, gelingt es ihm nur bei wenigen Esten, Vertrauen zu erwecken. Eine unsichtbare Wand trennt die beiden Ethnien voneinander. Doch die Liebe der beiden jungen Menschen gibt ihnen die Kraft, manche Hürde zu überwinden.

Der Aufenthalt in Estland neigt sich dem Ende zu. Scheerenberg muss zurück nach Deutschland. Die Beiden beschließen, sich im Sommer 1939 wieder zu treffen. Doch erhält Scheerenberg für diese Reise kein Visum mehr. Kurz vor Ausbruch des Krieges (1939) werden die Deutschbalten umgesiedelt.

Erst 1943 wird Christoph Scheerenberg als Arzt an die Ostfront, nach Tallinn/Reval, versetzt. 1944 desertiert er und kämpft auf der Seite der Waldbrüder, im Untergrund, gegen die Sowjets, die Estland annektiert haben. Seine große Liebe zu Anu jedoch ist stets gegenwärtig. Sie treffen sich immer wieder und stehen in den Kriegswirren so manche gefährliche Situation durch.

Sehr eindringlich beschreibt der Autor das hartnäckig wiederkehrende Misstrauen der Esten gegen die Deutschbalten, selbst in lebensbedrohlichen Situationen. Und dennoch ist dieses Buch für Deutschbalten eine Fundgrube von Erinnerungen an die Heimat, für Leser hingegen, die mit der baltischen Geschichte nicht vertraut sind, ist es die historische Entdeckung eines Landes, die in eine große Liebesgeschichte gekleidet ist. Das gibt der Hoffnung Raum, dass

mehr Menschen die Geschichte Estlands, den Zauber seiner Landschaft und die liebenswerten Bewohner des nunmehr selbständigen Landes kennenlernen wollen.

*Babette von Sass (KK)*

### **Die Vertreibungs- und Internierungsbefehle persönlich überbracht**

*Odsun, Bd. II, Supplement. Zusammengestellt und bearbeitet von Roland J. Hoffmann. Sudetendeutsches Archiv, München 2013, 292 S.*

Es ist bisher nicht gelungen, die umfangreiche Dokumentation über die Vorgeschichte und die Geschichte der sudetendeutsch-tschechischen Konflikte im 19. und 20. Jahrhundert, die ihren schrecklichen Höhepunkt in der brutalen Vertreibung der angestammten deutschen Bevölkerung der böhmischen Länder in den Jahren 1945 bis 1949 finden, einem breiten Publikum in Deutschland und Europa bekannt zu machen. Dies ist umso beklagenswerter, als der Hauptbearbeiter Dr. Roland Hoffmann (Berlin), seine Mitarbeiter und Übersetzer sehr viel Mühe und Kraft eingesetzt haben, um dieses unerhörte Geschehen mitten in Europa sine ira et studio, aber mit Akribie vorzustellen.

Nun ergänzt er auf rund 200 Seiten die Dokumente von Odsun II, die aus verschiedenen Gründen, unter anderem wegen des so schon voluminösen Umfangs der Veröffentlichung, nicht berücksichtigt wurden. Damit wird vor allem die Rolle des Exilpräsidenten Edvard Beneš noch klarer. Zugleich kommentiert er einleitend den Briefwechsel Benešs mit Władysław Sikorski, dem damaligen Ministerpräsidenten der polnischen Exilregierung in England, den er zu einer Einigung mit Stalin auf Kosten Deutschlands bewegen wollte.

Obwohl beide Politiker die Schaffung „nationaler slawischer Staaten“ ohne deutsche Minderheiten und eine vollständige territoriale Restitution anstrebten sowie in der Vertreibungsabsicht einig waren, blieben fundamentale Gegensätze

bezüglich der sowjetischen Politik bestehen. Polen erhielt jedoch hinsichtlich seiner Ostgebiete keine Unterstützung der großen Drei und lehnte auch den Kommunismus ab, dem Beneš in der wiedererrichteten Tschechoslowakei weit entgegenkommen wollte.

Die hier nachzulesenden Informationen belegen erneut die minutiöse Vorbereitung der Maßnahmen zur Bestrafung, Enteignung und Vertreibung der Sudetendeutschen. Diese betraf sogar Einzelheiten der Durchführung: Die Vertreibungs- und Internierungsbefehle sollten persönlich überbracht werden, womit eventuelle spätere Einsprüche gegen die tschechischen Regierungsorgane ausgeschlossen werden sollten.

Man machte sich auch in eigenen Studien und Kommissionen Gedanken über den Ausgleich des Bevölkerungsverlustes und die Verwaltung bzw. Aufteilung des deutschen Eigentums. Aus Ägypten sollten 70 Familien tschechischer Glasarbeiter angeworben werden. Um durch die NS-Verbrechen verursachte eigene Bevölkerungsverluste auszugleichen, wurde sogar vorgeschlagen, aus deutschen Waisenhäusern Kinder zwischen zweieinhalb und fünf Jahren tschechischen Familien zu übergeben.

Das alles sind keine altböhmischen Geschichten, sondern grausame Pläne und Taten eines staatlich organisierten Völkermordes, der mit Unterstützung der stalinistischen Diktatur und der angloamerikanischen Demokratien exekutiert wurde, die sich hier mitnichten dieses Titels würdig erwiesen.

Diese Ergänzung beschränkt sich auf Dokumente und Zusatzinformationen in deutscher und englischer Sprache und enthält im Anhang ein ausführliches Personenregister. Viele der tschechischen Politiker, die die Beneš-Politik jahrelang unterstützt hatten, starben nach 1948 im Gefängnis oder mussten selbst ins Exil. Beim Staatspräsidenten des Protektorats, Emil Hácha, der 1945 im Gefängnis starb, durfte noch nicht einmal der Name auf dem Grabstein stehen. Auch das wirft ein Schlaglicht auf die Nachkriegs-Tschechoslowakei und die Präsidentschaft von Edvard Beneš.

*Rüdiger Goldman (KK)*

## Wie der Funke aus Wittenberg im Nordosten zündete

*Arno Mentzel-Reuters und Klaus Neitmann (Hg.): Preußen und Livland im Zeichen der Reformation. Tagungsberichte der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 28. fibre-Verlag, Osnabrück 2014, 367 S., 48 Euro*

Preußen und Livland (die heutigen Staaten Estland und Lettland) gehörten zu den ersten Gebieten in Europa, auf die der von Wittenberg ausgehende reformatorische Funke übersprang, schon ab den Jahren 1522/23, und die sich nach Martin Luthers Bruch mit dem Papsttum der neuen Lehre zuwandten. Der Vergleich zeigt freilich, dass die Reformation unter ganz unterschiedlichen verfassungspolitischen Voraussetzungen in die beiden Länder eindrang und sich durchsetzte.

In Preußen gaben der Landesherr, der Hochmeister des Deutschen Ordens und seine geistliche Korporation, und die Bischöfe ihren bisherigen geistlichen Stand auf und schlossen sich im Einvernehmen mit Adel und Städten nach rascher Entscheidung innerhalb von drei Jahren der Reformation an. Der Deutscherordensstaat wurde in ein weltliches evangelisches Herzogtum umgewandelt, es entstand das erste evangelische Territorium mit einer eigenen evangelischen Landeskirche im deutschen Sprachraum.

In Livland stießen die reformatorisch gesinnten großen Städte mit Riga und Reval (Tallinn) an der Spitze auf den Widerstand der geistlichen Landesherrn, des Deutschen Ordens, des Erzbischofs von Riga und der vier Bischöfe, die ihre Landesherrschaften nicht aufzugeben gedachten. Altkirchliche und reformatorische Kreise rangen jahrzehntelang hartnäckig auf den allgemeinen Landtagen und innerhalb der einzelnen Territorien miteinander, bis die Anhänger des neuen Glaubens mit ihren evangelischen Auffassungen allgemeine Anerkennung gefunden hatten. Das Aufkommen und die Verbreitung von Luthers Lehren stellten Landesherrn, Stände und Untertanen vor die Frage nach ihrer grundsätzlichen Orientierung bei der drohenden Kirchenspaltung.

(KK)

## Geteiltes Erbe könnte doppeltes Erbe werden

*Anna Manko-Matysiak, Eef Overgaauw, Tobias Weger (Hg.): Das deutsche Kulturerbe in Schlesiens. Wege und Perspektiven der Forschung. Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 51, Oldenburg 2014. 303 S., 39,95 Euro*

In Polen hat sich bereits seit längerer Zeit eine Sichtweise etabliert, die das deutsche Kulturerbe in den bis 1945 zu Deutschland gehörenden preußischen Ostprovinzen als Teil der eigenen Geschichte auffasst. Dieses Erbe wird als Teil nicht nur der deutschen, sondern auch der polnischen Geschichte verstanden. Darüber hinaus hat es im größeren Kontext der deutsch-polnischen Beziehungen und der europäischen Kulturgeschichte einen festen Platz erhalten. An den polnischen Universitäten und Forschungsinstituten hat dieser Prozess zu einer Aufwertung des deutschen Kulturerbes als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geführt.

Die Beiträge des Sammelbandes, der die Ergebnisse einer Tagung in Berlin (Frühjahr 2012) zusammenfasst, untersuchen diese Entwicklung am Beispiel Schlesiens; sie stellen Fragen und zeigen Perspektiven der Forschung in den Bereichen der Geschichtswissenschaften, der Philologie(n) und der Volkskunde auf.

Schon ein Blick auf den Inhalt gibt einen Eindruck von der thematischen Vielfalt des Buches: Anna Manko-Matysiak, Eef Overgaauw, Tobias Weger: Einleitung; Unterschiedliche Sichtweisen auf Schlesiens: Tobias Weger, „Zum Schlesiensbild in Deutschland“; Marcin Miodek, „Das regionale Kulturerbe im Propagandabild des ‚wiedergewonnenen‘ Schlesiens der Jahre 1945–1948/1949 in der polnischen Regionalpresse am Beispiel der Zeitungen Pionier und Słowo Polskie“; Marek Hałub, „Wrocław/Breslau auf dem Weg zu einem europäischen Erinnerungsort aus der wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive 2002–2012“; Markus Bauer, „Zweierlei Erinnerung. Arbeitsbericht von einem polnisch-deutschen Ausstellungsprojekt über schlesische Erinnerungsorte“; Julita Zaprucka, „Das Städtische Museum Gerhart-Hauptmann-Haus als Erinnerungsort“; Verlagsgeschichte: Detlef Haberland, „Schlesische Bücherwelt(en)“

Zur Geschichte und Erforschung des schlesischen Buchwesens im 19. und 20. Jahrhundert“; Leszek Dziemianko, „Der Breslauer Verlag von Eduard Trewendt (1845–1903). Ein Beitrag zur Geschichte des schlesischen Verlagswesens im 19. Jahrhundert“; Editionen und Entdeckungen: Mariusz Dzieweczynski, „Von Breslau nach Mecklenburg. Heinrich Hoffmann von Fallersleben im Briefwechsel mit Rudolf Müller. Ein Breslauer Dissertationsprojekt“; Gerd-Hermann Susen und Edith Wack, „Spurensuche. Zu den Briefausgaben von Wilhelm Bölsche und Carl Hauptmann“; Bernhard Tempel, „Schlesien versus Sparta. Gerhart Hauptmanns Besinnung auf schlesische Identität im Kontext der Rassenideologie“; Martin Hollender, „Unbekannte Beiträge von August Scholtis für die Vossische Zeitung aus den Jahren 1932/33 – wiederentdeckt durch die Volltexterkennung der VZ-Datenbank“; Sachkultur und Bilderwelt: Ekkehart Gross, „Der Orgelbau in Schlesien im Wandel der Geschichte“; Christiane Caemmerer, „Kaffeehaus und Kuchen. Der Krieg als Medienereignis. Einblattdrucke als Bildergeschichten zu den Schlesischen Kriegen“; Martin Kügler, „Religiöse Volkskunst als populärer Wandschmuck im 19. Jahrhundert: Hinterglasbilder aus der Grafschaft Glatz“; Anna Bober-Tubaj, „Zur Bedeutung der Bunzlauer Keramik – Die Zusammenarbeit zwischen dem Bunzlauer Keramikmuseum und dem Schlesischen Museum zu Görlitz“; Konrad Vanja, „Schlesien gestern und heute im Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin/Stiftung Preußischer Kulturbesitz, seinen Menschen und seinen Sammlungen“.

Da ist für jeden etwas, der etwas für Schlesien übrig hat, sobald er dazu das für wissenschaftliche Publikationen allemal fällige Geld erübrigen mag.

(KK)

## Nation als Konstruktion

*Schwert, Kreuz und Adler. Die Ästhetik des nationalistischen Diskurses in Polen (1926–1939). Herausgegeben von Ulrich Schmidt unter Mitwirkung von Isabelle Vonlanthen und Sabina Schaffner. Veröffentlichungen des Deutschen Polen-Instituts, Band 32. Harrassowitz, Wiesbaden 2014, 584 S., 48 Euro*

In der Aufarbeitung der katastrophalen Geschichte des 20. Jahrhunderts ist bisher vor allem der Opferstatus Polens betont worden. Diese Sicht ist zwar über weite Strecken zutreffend, bleibt aber blind für die Tatsache, dass in Polen nach dem Maiputsch von 1926 ein autoritäres Regime herrschte, das sich auf einen nationalistischen Konsens stützen konnte. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich Polen in kurzer Zeit von einem von fremden Mächten okkupierten Territorium zu einem autonomen Staat mit imperialen Ansprüchen gewandelt. Allerdings herrschte ein Gefühl der Benachteiligung vor. Eine offene Wunde war der schmale Ostseezugang bei Gdynia, außerdem blieben die litauische und die ukrainische Frage ungeklärt. Nationalistische Eroberungskriege wie die Okkupation Wilnas oder Piłsudskis abenteuerlicher Feldzug nach Kiew stießen in der polnischen Öffentlichkeit auf breite Zustimmung.

Das vorliegende Buch untersucht die Rolle verschiedener Institutionen (Staat, Kirche, Zeitschriften) bei der Herausbildung des nationalistischen Gesellschaftsprojekts im Polen der Zwischenkriegszeit. Anschließend werden die Ausprägungen dieses Diskurses in Literatur, Malerei, bildender Kunst und Architektur nachgezeichnet.

(KK)



## Hungarische Humanapokalypsen

Die ungarische Gegenwartsliteratur bietet manch heillose Geschichte zur noch heillosen Zeitgeschichte

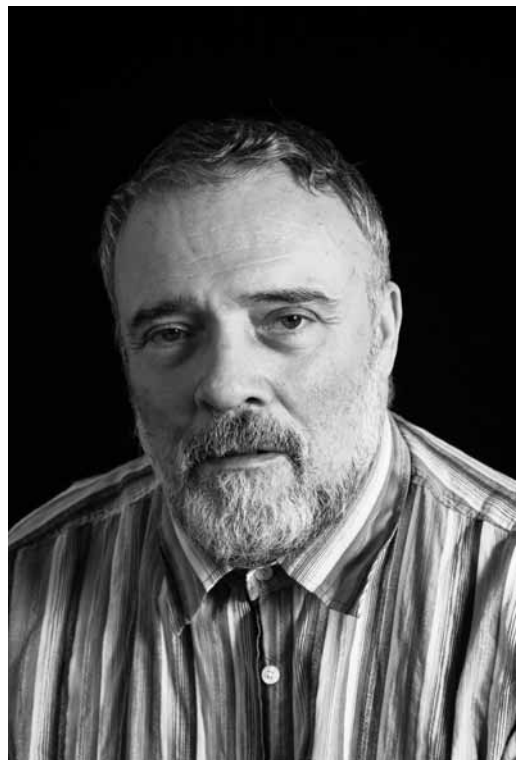
In Ungarn herrscht traditionell ein oft tragischer Hang zur Melancholie. Das schlägt sich nicht nur in hohen Selbstmordraten, sondern auch in der zeitgenössischen Belletristik nieder. Ungarische Schriftsteller bewältigen in ihrem Œuvre regelmäßig voller Schwermut Vergangenheit und Gegenwart zugleich. Viele Werke bieten so nicht nur eine ironische Selbstinterpretation, sondern werden auch zu einer Radiographie der eigenen Zeitgeschichte. In einem trotz großer Themen bisweilen fast schon pragmatischen Plauderton offenbaren Autoren wie György Dalos (geboren 1943), László Krasznahorkai (1954) und Péter Nádas (1942) dabei die tiefen Wunden des 20. Jahrhunderts, die zuerst Antisemitismus und Holocaust, später der Kommunismus in Menschen und Gesellschaft schlugen.

Die Protagonisten dieser Autoren, meist dezidierte Antihelden und Verlierer der Systeme, schmuggeln sich auf Schelmenart durch Epochen, Umbrüche und Umstände – oder sie scheitern gleich auf ganzer Linie. Es sind paradigmatisch gebrochene Lebensläufe, von denen die Geschichtsbücher selten berichten, auch wenn die geschilderten Abstürze und Humanapokalypsen historischen Kontexten geschuldet sind.

Zum Beispiel der neue Roman „Der Fall des Ökonomen“ von György Dalos. Der „Ökonom“ ist Gábor Kolozs aus Budapest. Er ist Anfang der 60er Jahre als hoffnungsvoller Stipendiat der Ökonomie in Moskau gestartet, doch sein Leben wird zur Achterbahn. Schon vor der Wende schlittert er beruflich

und persönlich ins Aus, auch wenn er den „Boheme- und Biedermeiersozialismus“ seines Landes durchaus schätzt. Er wird diffamiert und entlassen, seine Ehe zerbricht an der Enge des Systems.

Gábors Scheitern vor 1989 wird zur Chance danach: Er kommt im postrevolutionären Ungarn als vermeintlicher Kritiker des verflornten Regimes zu politischen Posten,



*György Dalos*

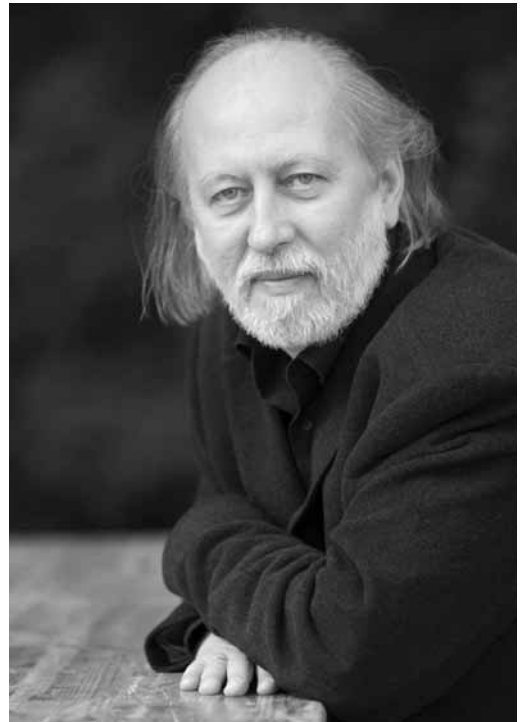
Bild: Ronny Marzok

Privilegien und Prestige, genießt Status und Dienstreisen, verliert aber im Zuge des nächsten Machtwechsels alles rasch wieder und lebt schließlich von 300 Franken monatlicher Rente einer Schweizer Stiftung für Überlebende des Holocaust, die sein jüdischer Vater bezieht. Er pflegt Beziehungen, die nichts bringen, verpasst den Anschluss, weil er nicht opportunistisch genug ist, und wird ein klassischer Revolutionsverlierer, der sich nicht den neuen – oft alten – Eliten und Garden anschließt.

Zwischen 1995 und 2001 schreibt er vergeblich Bewerbungen auf rund vierhundert Stellen und überlebt doch nur aufgrund der Holocaust-Rente seines Vaters. Als dieser stirbt, stellt er seine Moral als „wertorientierter Mensch“ hintan und lässt den Leichnam verschwinden. Ein Versteckspiel sondergleichen über mehrere Jahre beginnt, das erst aufgelöst wird, als sich eine Journalistin zum 100. Geburtstag des Holocaust-Überlebenden für ein Interview ankündigt.

Der Wahlberliner György Dalos zeichnet die Figuren und Zustände seines Heimatlandes vor und nach 1989 einmal mehr mit feinsten Ironie nach. Die Zeitgeschichte wird zur Bühne, auf der sich alle Irrungen und Wirrungen abspielen. Dalos beherrscht es meisterhaft, das Leben selbst als menschlicher Einwirkung oft entzogene tragikomische Affäre darzustellen. Der Leser schwankt zwischen Neid auf die Überlebenskunst des Antihelden und Mitleid mit ihm. Diese melancholischen Miniaturen misslingenden Lebens markiert auch der doppeldeutige Titel: der „Fall“ des Ökonomen benennt gleichermaßen diesen Kasus wie dessen Ergebnis: den Absturz.

In eine ganz andere Welt versetzt László Krasznahorkai seine Leser mit „Satanstango“. Dieser Roman spielt in der Endphase des Kommunismus in einem von Gott verlassenem und von der Welt vergessenen Dorf im östlichen Ungarn kurz vor der rumänischen Grenze. Hier wird das Ende



*László Krasznahorkai*

Bild: Doris Poklekowski

jeder Gesellschaft beschrieben, wenn einen Roman lang die Dorfkneipe zu Lebensraum, Lebensinhalt und Lebensmitte der Dorfbewohner wird, zum Wohnzimmer heruntergekommener Männer wie Frauen.

Das hier vorgeführte Kaff mit seinen hoffnungs- und perspektivlosen Alkoholikern ist trotz aller Überzeichnungen nicht einmal Fiktion, sondern eher Realsatire. Solche verrotteten Dörfer gab es vor 1989, abgehängt vom real existierenden Sozialismus der Trabantenstädte. Und noch heute lässt sich manches von der Entwicklung nach 1989 überrumpelte Nest dieser Art zwischen Ostungarn, dem Banat, der Walachei und manchen bulgarischen Landstrichen finden: überaltert, arm, unterentwickelt und ohne Aussicht auf Aufschwung.

Krasznahorkais Roman spielt zum größten Teil in dieser Kneipe und schildert das Vor-sich-hin-Saufen der Dorfbewohner. Der Fußboden dieser Bedürfnisanstalt ist

genauso vermodert, wie die Dorfstraßen von Morast triefen. Die Leere des Lebens wird mit Wein, Schnaps, Bier und bindungs-freiem Triebleben betäubt. Alle tanzen mit bei diesem „Satanstango“. Früher waren die Teilnehmer der täglichen Saufgelage Arzt, Lehrer, Schmied und stolze Ungarn, jetzt sind sie von Beruf und Nationalität alle Trinker.

„Wenn nur der Wein langt“, ist die Hauptsorge der Protagonisten, die auf die Rückkehr von Irimiás aus Budapest warten. Dieser qua Karriere verlorene Sohn des Dorfes verspricht viel, geriert sich als Prophet, ist aber vor allem ein Polizeispitzel und Symbol für die letzten Überwachungsreflexe des maroden Systems, das gerade seinen Untergang erlebt. Nicht einmal der Tod eines Kindes unterbricht den Kreislauf der besinnungslosen Selbsterstörung. Der 1994 gedrehte Film zu diesem Buch zählt mit einer Länge von 450 Minuten zu den längsten Kinofilmen überhaupt. Er ist in Schwarzweiß gedreht, was dieses



*Péter Nádas*

Bild: Barna Burger

bizarre Panoptikum verfallender Personen und Landschaften noch eindrucksvoller erscheinen lässt.

Ein höchst intensives, wenngleich schwer zu lesendes Werk bietet Péter Nádas mit „Ende eines Familienromans“. Die Geschichte spielt im Ungarn der 50er Jahre. Wobei die Rahmenhandlung kunstvoll verwoben ist mit langen Erzählungen zum Mythos des jüdischen Volkes. Ein Junge hört seinen jüdischen Großvater vom „Traum des Gelobten Landes von Kanaan“ erzählen. Die gesamte Erzählperspektive ist die des kleinen Jungen, der seinem Großvater lauscht und die zunehmenden Zwänge des Systems und dessen Auswirkungen auf die Familie erlebt.

Weisheit und Widerständigkeit wechseln sich in den Reden des Großvaters ab. Das Wissen um den Antisemitismus aller Zeiten wird zur Gewissheit darüber, dass auf Erden kein Gelobtes Land zu finden ist: „Die Unseligen. Sie wissen es nicht besser. Sie wissen nicht, dass man das Glück nicht draußen, sondern dass man es drinnen suchen muss. Drinnen! Verstehst du? In dir selbst musst du es finden, das Glück.“ Die zweitausendjährige Leidensgeschichte des Judentums wird zum „Familienroman“, der damit endet, dass der Vater des Jungen selbst zum Parteioffizier eines Unrechtsregimes geworden ist. Dessen Menschenverachtung erlebt der Junge schließlich in einem Umerziehungslager.

Drei bedeutende ungarische Schriftsteller, drei große Romane voller Ironie, irrwitziger Szenen, schräger und skurriler Typen, der dritte eher als Drama angelegt. Sie entwickeln ihre Themen vor dem Hintergrund magyarischer Melancholie zwischen Moral und Morast und zeichnen Bilder eines meist sinnlosen Lebens von Menschen, denen das Schicksal, nicht nur eigene Schuld und persönliches Versagen, die Schrecknisse widerfahren lässt, die sie zu Fall bringen.

*Jürgen Henkel (KK)*

## Reichtum zu Reichenberg

Deutschsprachige Künstler aus Böhmen, Mähren und Schlesien

In diesen Tagen jährt sich zum 110. Mal der Todestag Heinrich von Liebiegs, der in die Geschichte der Stadt Reichenberg nicht nur als Industrieller der Textilindustrie, sondern auch als großer Mäzen einging, vererbte er doch der Stadt seinen Wohnsitz mit der damals größten und besten Kunst- und Gemäldesammlung, die es um die Jahrhundertwende im Kaiserreich der Habsburger gab. Seit dieser Zeit diente das Gebäude als Galerie, bis sie in diesen Tagen ein neues Zuhause im umgebauten ehemaligen Kaiser-Franz-Joseph-Stadtbad der Stadt Reichenberg fand.

In der Stadtgalerie Reichenbergs fand vom 13. September bis zum 31. Dezember 2013 eine Ausstellung von Gruppen deutschsprachiger Künstler aus Böhmen, Mähren und Schlesien statt, die in der Zwischenkriegszeit (1918–1938) in der damaligen Tschechoslowakei tätig waren.

In der Ausstellung und im dazu herausgegebenen Buch werden 481 Werke von über hundert Künstlern vorgestellt, die eindrucksvoll das vielseitige kulturelle Leben und künstlerische Schaffen im deutschsprachigen Raum der CSR widerspiegeln, das damals weit über die Grenzen des Staates hinaus vor allem nach Deutschland und Österreich ausstrahlte. Das Forscherteam gab bei der Vernissage außerdem zu bedenken, dass nur ein kleiner Teil all jener Werke (an Grafik, Zeichnung, Bildhauerkunst, Malerei) zur Geltung kommen konnte und es auch nur die Jahrgänge zwischen 1890 bis 1900 sind, die sich in der damaligen Kunstszene durchsetzten.

Dem interessierten Besucher der Ausstellung ist sicherlich nicht entgangen, wie das künstlerische Leben gestaffelt war, wie sich die Künstler in Kunstvereinen organisierten und in ganz Europa Achtung erwarben. Der bekannteste Künstlerverein war der



*Blick über die Zeit hinaus: Bildnis des Mäzens Heinrich von Liebieg von E. Charlemont*

Bild: Wikipedia

Metznerbund, in dem sich die meisten deutschsprachigen Künstler vereinigten.

Die Schöpfer der Ausstellung kommen im letzten Absatz eines Begleitprospektes zu folgendem Schluss: „Das begleitende Buch möchte als Lehrbuch über die deutschsprachigen bildenden Künstler aus Böhmen, Mähren und Schlesien dienen, die in der Zwischenkriegszeit in der Tschechoslowakei tätig waren und untrennbar zur hiesigen Kulturszene gehören. Ihr Leben wurde auf dramatische Weise durch die Ereignisse der späten 1930er Jahre, den Zweiten Weltkrieg und das anschließende Geschehen in der Tschechoslowakei beeinflusst. Die ungünstigen Umstände bewirkten, dass die Künstler gewaltsam aus dem allgemeinen Bewusstsein ausgeradiert wurden und in der Regel in völlige Vergessenheit gerieten. Das ... Autorenkollektiv bemüht sich darum, diesen Künstlern ihren Platz im Kontext des nationalen Gedächtnisses und der Kunstgeschichte zurückzugeben.“

*Erwin Scholz (KK)*



# Haus der Heimat für einen Heimatlosen

Rainer Maria Rilke wird in Stuttgart „reloaded“

Rainer Maria Rilke, in Prag geboren, war sein Leben lang ein Heimatloser, stets auf Wanderschaft. Das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg hat dem kosmopolitischen Dichter sein erstes Projekt im laufenden Jahr gewidmet. Dabei ist es in der Jugendarbeit neue Wege gegangen. Im Zentrum des Projekts stand die Präsentation einer Fotoausstellung. Der tschechische Fotograf Jan Jindra zeigte die Ergebnisse seiner besonderen Art der literarischen Spurensuche. Mit seiner Kamera hatte er „Schauplätze des Lebens“ von Rilke besucht und die Atmosphäre der Orte, die den Dichter inspiriert hatten, in stimmungsvollen, leisen Schwarzweißbildern eingefangen.

Zum Rahmenprogramm der Ausstellung gehörten eine szenische Lesung der Schauspielerin und Pantomimin Jutta Menzel, eine musikalisch-literarische Inszenierung des Ensembles WORTON über Rilkes

Beziehungen zu Lou Andreas-Salomé und Claire Goll – und das Jugendprojekt „Rilke Reloaded“. Dr. Christine Absmeier, Leiterin des Hauses der Heimat, erinnert sich an die ersten Ideen: „Als wir die Ausstellung und das Rahmenprogramm planten, kam bei uns bald die Frage auf, wie wir mit Rilkes Werk auch junge Menschen ansprechen können. Erreicht Lyrik die heutige Smartphone-Generation? Ist da eine Art ‚Übersetzung‘ notwendig, wie könnte diese aussehen und funktionieren? Wie würden Jugendliche heute Rilkes Worte formulieren?“

Gemeinsam mit einem Kinder- und Jugendhaus führte das Haus der Heimat über mehrere Wochen Workshops durch, in denen sich Sechst- und Achtklässler der Stuttgarter Rilke-Realschule kreativ den Werken des Dichters näherten. Ihrer Fantasie waren dabei keine Grenzen gesetzt. Ob Trickfilm oder Foto-Story, Schattentheater



*Was der Dichter wohl gesehen hätte in dieser bunten Gruppe von jungen Leuten, die sich ihren Reim auf ihn gebildet haben?*

Bild: Haus der Heimat

oder Tanz – in welche Form die Jugendlichen ihre Arbeiten packten, entschied sich erst im Laufe der Workshops. Die Leiter gaben mit den Themen nur die grobe Richtung für die vier einzelnen Gruppen vor: Kunst, Theater & Tanz, Text & Sound und Medien.

Wie Rainer Maria Rilke sich heute anhören könnte, wie seine Gedanken heute ausgedrückt werden könnten, präsentierten die Realschüler auf zwei Veranstaltungen im Kinder- und Jugendhaus sowie im Haus der Heimat.

So regte „Das Lied des Idioten“ die Achtklässler zum Rap „Der kluge Idiot“ an: „Es besteht keine Gefahr, mir kann nichts passieren – keine Verpflichtung – ich bin frei wie ein Tier.“ Im Tanz „Krise“ beschäftigte sich eine Gruppe von Schülerinnen mit Rilkes Schreibblockade nach Abschluss

der „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“. 13 Jugendliche hatten Graffiti-Techniken erlernt und zeigten ihre besprühten Leinwände in einer kleinen Ausstellung.

Dr. Diane Dingeldein, Projektleiterin im Haus der Heimat, zieht ein Fazit: „Es ging uns nicht um mustergültige Rilke-Interpretationen und fertige Kunstwerke. Bei ‚Rilke Reloaded‘ haben sich Schüler außerhalb schulischer Zwänge, ohne Notendruck, mit der Lyrik eines vergangenen Jahrhunderts beschäftigt – da wurde sicher an vielen Stellen etwas angeregt.“

Das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg möchte diesen Weg der Jugendarbeit weiterverfolgen. Dingeldein: „Das Projekt hat uns wichtige Erfahrungen gebracht. Darauf werden wir in Zukunft aufbauen.“

(KK)

## „Völlig unbrauchbarer Mensch“

So nannte sich eine, die ein anderer gebraucht hätte: Milena Jesenska

Großes Gedränge vor dem Tor zur Akademie der Schönen Künste. Zogen das Thema der Abendveranstaltung oder die berühmten Namen so viele – zu viele – Menschen an? Der Saal, aus feuerschutztechnischen Gründen nicht überlastbar, fasste nur einen Teil der Interessenten. Was weder Kafka-Experte Hans-Gerd Koch, der begrüßte, noch Margit Saad-Ponnelle, die moderierte, bedauerten, da sie von dem unerwarteten Andrang nichts wussten.

Die Erinnerung an Milena Jesenská (1896–1944) unter dem Motto „Mehr als Kafkas Freundin“ geriet zu lang. Allein die Biographie der in Prag geborenen, im KZ Ravensbrück nach einer missglückten Nieren-OP gestorbenen kämpferischen Journalistin nahm anderthalb Stunden in Anspruch. Auch wenn zwei Star-Mimen von den Münchner Kammerspielen (Brigitte Hobmeier, Stefan Hunstein) lasen, mochte



*Das Bild ist zerknittert wie der Mensch, der darauf zu sehen ist*

Bild: der Autor

die rechte Stimmung nicht aufkommen. Das Thema bedrückte. Der Briefwechsel der Jesenská mit Franz Kafka erwies sich als quälend und wenig erhellend. Jesenská bot Kafka an, sein Werk ins Tschechische zu übersetzen. Sie sollte dann auch den einzigen tschechischen Nachruf auf den 1924 gestorbenen Dichter verfassen.

Im nach der Pause gezeigten 30 Jahre alten Film, einer von Margit Saad gedrehten Dokumentation, kamen zu wenige Menschen

vor. Die meist tristen Ambientes erwiesen sich, nach Kenntnis der Sachlage aus der Lesung vorher, als kaum hilfreiche Zugaben zu einer traurigen, durch die gespaltene Persönlichkeit der Milena Jesenská zusätzlich komplizierten Geschichte. Sie, die vor 70 Jahren ums Leben gekommen ist, schätzte sich in einem Brief an ihren letzten Lebensgefährten als „völlig unbrauchbaren Menschen“ ein.

*Hans Gärtner (KK)*

## KK-NOTIZBUCH

**Siegfried Lenz** hat Schritte zur Ordnung seines literarischen Werks getan und die gemeinnützige **Siegfried-Lenz-Stiftung** ins Leben gerufen. Vor wenigen Wochen besuchte er das Deutsche Literaturarchiv in Marbach, an das sein persönliches Archiv übergeben werden soll. Die Siegfried-Lenz-Stiftung widmet sich der Aufarbeitung des Werkes und wird Stipendien vergeben sowie junge Künstler und Wissenschaftler unterstützen. Außerdem wird sie verantwortlich sein für die Einrichtung und Verleihung eines Siegfried-Lenz-**Preises**. Er wird im November dieses Jahres zum ersten Mal in Hamburg vergeben.

Bekanntlich wurde im Herbst 2013 in **Opeln** der **Renata-Schumann-Platz** eingeweiht, der an die 2012 verstorbene oberschlesische Schriftstellerin und KK-Autorin erinnert, die dort viele Jahre gelebt hat. Mittlerweile haben polnische Anwohner eine Entfernung der Hinweistafel erwirkt. Allerdings hat der Stadtrat im Juni seinen Entschluss bekräftigt, so dass sich das Verwaltungsgericht mit dem Vorgang beschäftigen muss.

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Vom 1. August bis zum 19. Oktober zeigt das **Donauschwäbische Zentralmuseum** Ulm unter dem Titel „Grüße aus dem großen Krieg“ Feldpostkarten des späteren Bauhauskünstlers **László Moholy-Nagy**, die dieser als junger Soldat 1917 und 1918 an der Front und im Lazarett gezeichnet hat, sowie in einem zweiten Teil den Kriegsverlauf im südöstlichen Europa anhand persönlicher Dokumente und Fotografien.

Das **Siebenbürgische Museum** auf Schloss Horneck in Gundelsheim präsentiert bis zum 26. Oktober „**Fotografische Impressionen aus Siebenbürgen**“, aufgenommen in Schwarzweiß um die Jahrtausendwende von **K. H. Rothenberger**. Sie geben einen faszinierenden Einblick in eine nahe und doch bereits vergangene Phase der siebenbürgischen Geschichte.

Die **KünstlerGilde** zeigt in ihrer Galerie am Hafenmarkt in Esslingen bis zum 6. September **Zeichnungen** von **Gabriele Stolz**.

*(KK)*

Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Postfach 490280, 12282 Berlin  
PVSt, DPAG, Entgelt bezahlt, 58106



Herausgeber:  
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter  
Telefon (02223) 90660 11/-2, Fax (02223) 90660 18  
E-Mail: georgaescht@arcor.de  
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aesch (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften  
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).  
Zwei Belegexemplare erbeten.  
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf  
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.  
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.  
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:  
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin  
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066  
E-Mail: prepress@westkreuz.de  
Internet: www.westkreuz.de

## Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende  
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ  
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr  
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.  
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

\_\_\_\_\_  
Name

\_\_\_\_\_  
Straße/Nr.

\_\_\_\_\_  
Plz/Ort

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

## Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der  
KULTURPOLITISCHEN  
KORRESPONDENZ  
am Herzen liegt, so geben Sie sie  
bitte auch an Bekannte und Freunde  
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR ist dankbar  
für jede Hilfe bei der Erfüllung  
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-  
deutsches kulturelles Erbe bewusst  
und europäischen kulturellen Aus-  
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten  
Finanzlage bitten wir um Spenden:  
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,  
Sparkasse KölnBonn  
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02  
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter**